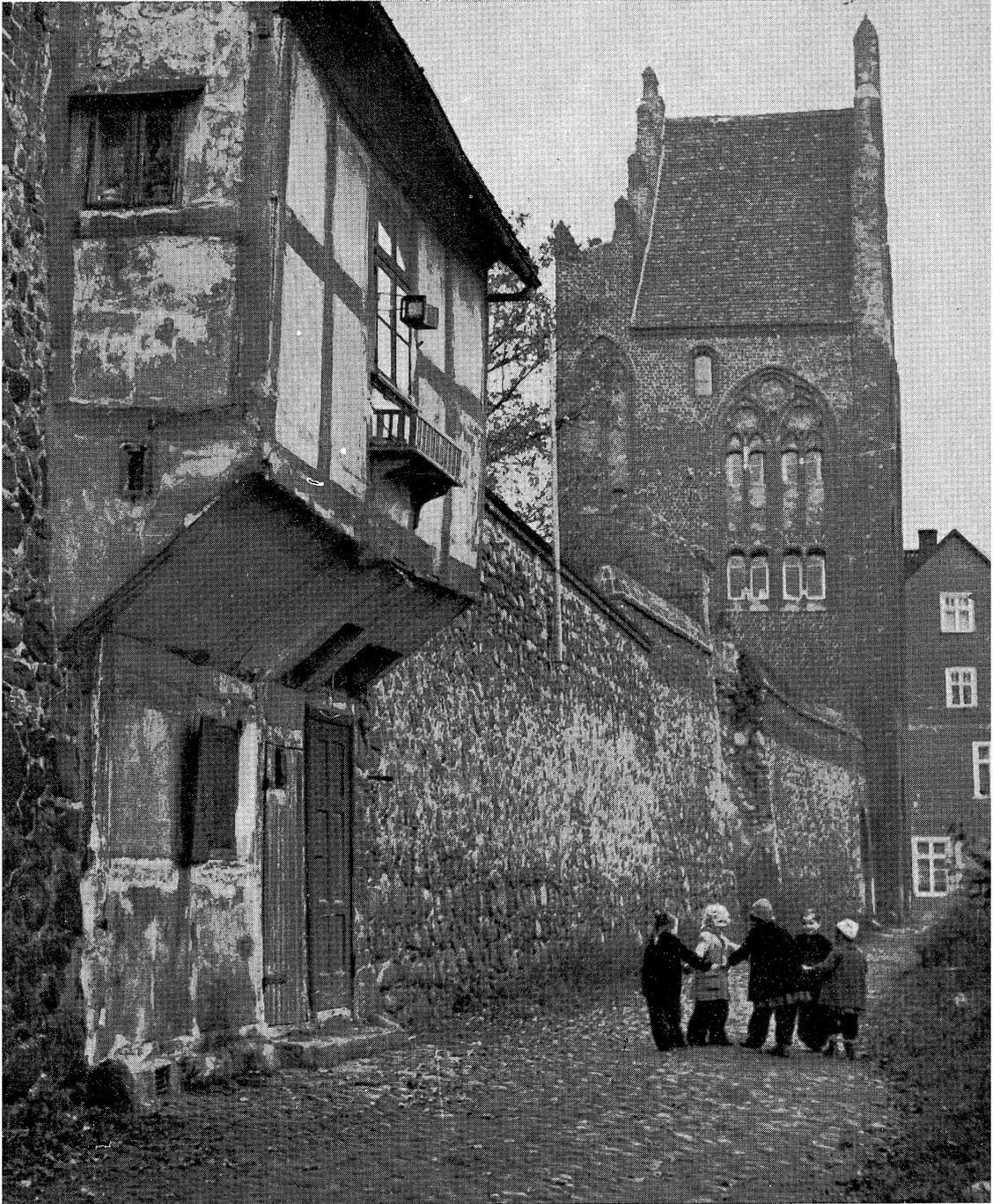
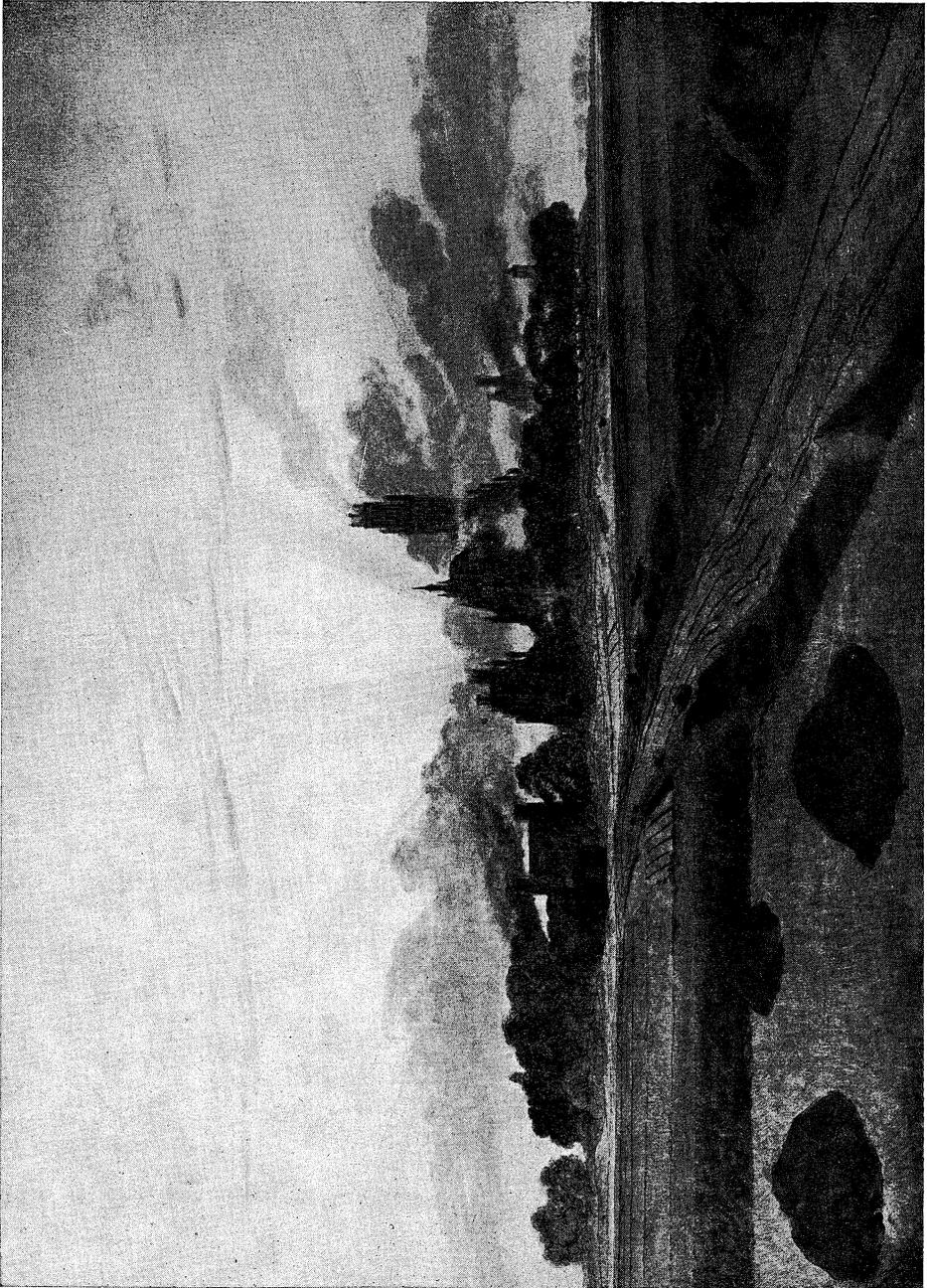


INHALT

Geschichte als Element der Gegenwart / <i>Realschullehrer Ulrich Abraham</i>	7
Romanische Taufsteine in mecklenburgischen Kirchen (II) / <i>Prof. Dr. Friedrich Scheven</i>	21
Ida Gräfin Hahn-Hahn. Das Lebensbild einer mecklenburgischen. Biedermeier-Autorin / <i>Gerd Lüpke</i>	32
Maler unserer mecklenburgischen Heimat im 20. Jahrhundert / <i>Oberstudienrat F. F. Pingel</i>	45
Goethes Ruf an die Menschen. Betrachtungen zu seinem 225. Geburtstag / <i>Babette Gogl</i>	50
Viktor von Strauß und die mecklenburgische Ritterschaft. Eine Denkschrift aus dem Jahre 1857 / <i>Dr. Helge Bei der Wieden</i>	52
Familienbeziehungen zu Fritz Reuter / <i>Schulrat a. D. Walter Burmeister</i>	59
Dr. Fritz Hagemann 75 Jahre	63
„Abschied“, „Frühes Leid“, „Die Mutter“, Drei Gedichte / <i>Oberstudienrat Dr. Fritz Hagemann</i>	65
Verleihung des mecklenburgischen Kulturpreises an Dr. Böhmer / <i>A. M. Fraederich und Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	66
Betrachtungen und Erlebnisse. 1. Das Auge Gottes / <i>Reg.-Rat a. D. Carl Risch</i>	68
2. Erkenntnis? / <i>H. E. Schuster-Düsterhöft</i>	69
Der Chalusos Potamos bei Klaudius Ptolemaios und seine Lokalisierung / <i>Dr. Helge Bei der Wieden</i>	71
„Verwunderliches“ Gedicht / <i>Heidlore Kluge</i>	73
Bücher und Buchbesprechungen	74
Uns' plattdütsch Eck „Wat is up'n Döörp los?“ / <i>Fr. Rehm</i>	77
Von den tetroschen Häkt. Tweit Geschicht / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	82
„Kroonen aewer de Lüneböörger Heid“, Gedicht / <i>Klaus Giese</i>	84



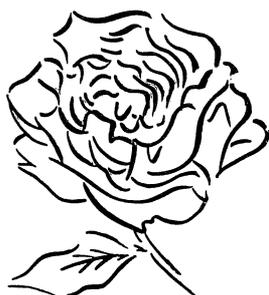
An der Stadtmauer in Neubrandenburg



Das brennende Neubrandenburg

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



40. Jg. - Nr. 70

Göttingen

Winter 1974/75

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 12,— DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Landessozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbecker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Geschichte als Element der Gegenwart

(Vortrag vor der „Historischen Gesellschaft Coburg“ i. Okt. 1974)

Von Ulrich Abraham

„Die Muse der Geschichte steht seit langem gesenkten Hauptes im Kreise ihrer Schwestern. Die Menschen erwarten von ihr keine Auskunft mehr“¹⁾. Mit diesem bezeichnenden Satz umreißt Karl Kupisch treffend die geistige Situation, in der sich ein großer Teil unserer jüngeren Generation in ihrem Verhältnis zur deutschen Vergangenheit seit dem Ende des zweiten Weltkrieges befindet. Wohl ist es richtig, wenn gesagt wird, das Leben des einzelnen beginnt mit seiner Geburt. Allein, es darf bei solcher Betrachtungsweise nicht übersehen werden, daß die Existenz und das Fortkommen eines jeden tiefere Wurzeln hat. Diese liegen in der Geschichte seines Volkes, dessen Vergangenheit er nicht einfach weglöschen kann. Bei genauer Betrachtung so mancher Lebenslage wird sich herausstellen, wie Vergangenes und Gegenwärtiges, auf die sich die Zukunft aufbaut, ein in sich zusammenhängendes und geschlossenes Ganzes bilden, in welchem bei aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des menschlichen Daseins einst und jetzt immer wieder allgemeine, ihrem Wesen nach gleichbleibende Elemente in Erscheinung treten. Nicht zufällig ist deshalb die Formulierung gewählt „Geschichte als Element der Gegenwart“. Es soll damit hervorgehoben werden, daß man in der Geschichte ein Element sehen kann, einen Grundstoff, der — wenn auch oft verdeckt — neben anderen Faktoren unser Leben vielfach beeinflußt.

Ereignisse und Gestalten der Vergangenheit, von der wir so vieles unbeschwert mit uns herumtragen, manches aber auch als Last empfinden, ins Bewußtsein zu rufen, die menschlichen Beziehungen in ihren vielfältigen Formen und doch immer wiederkehrenden Grunderscheinungen zu erkennen und zu verstehen, um so für die großen gemeinschaftlichen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft die Sinne zu wecken und die Augen zu öffnen, das dürfte wohl das eigentliche Anliegen der Historie sein.

Wie aber, so wird man auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen fragen, wie steht es mit dem Wahrheitsgehalt aller geschichtlichen Forschung und Darstellung? Immer wieder wird dem Historiker mangelnde Unparteilichkeit zum Vorwurf gemacht. Mit Recht wird darauf hingewiesen, wie die laufende Strömung der Zeit die Vergangenheit in ihrem Sinne ausgelegt hat. Als besonders hervorstechende Beispiele sind in diesem Zusammenhang die nationalsozialistische und die marxistische Geschichtsdeutung zu nennen. Jene machte ihre Rassenlehre und die Gesetze der Vererbung zum ausschließlichen Leitthema ihrer Geschichtsbetrachtung, diese die Milieutheorie und den Gedanken des Klassenkampfes. Bei beiden war bzw. ist die Historie so zur dienenden Magd erniedrigt, eingeengt in das starre Schema einer einseitigen Betrachtungsweise.

Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt und der Objektivität der Geschichtsschreibung bleibt also gestellt. Was ist darauf zu antworten? Nun, die Wahrheit ist und bleibt, auch wenn sie oft nicht gern gehört, ja, in manchen Zeiten sogar gewaltsam unterdrückt wird, etwas Unteilbares. Das Bild der Vergangenheit — und damit hat die Geschichte es zu tun — gibt hingegen immer nur einen Teilanblick und Ausschnitt einer versunkenen Zeit, ein Bild, bei dem es auf den Standpunkt des Betrachters ankommt. Das mag folgender Vergleich deutlicher machen. Wenn man jemandem ein Haus oder eine Person recht anschaulich vor Augen führen will, kann man sich der verschiedensten Mittel bedienen. Es gibt die Möglichkeit der Photographie, bei der es schon ganz auf den Standpunkt ankommt, von dem aus die Aufnahme gemacht wird. Es gibt das Mittel der technischen Zeichnung, die vielleicht im Grund- und Aufriß

dem Objekt und damit der Objektivität am nächsten kommt, oder die Möglichkeit des gemalten Bildes, das je nach der Art des Künstlers verschieden ausfällt, oder schließlich das Mittel der Beschreibung, der Schilderung. Fast dieselben Möglichkeiten gelten für die Nachgestaltung einer Person. Wer will diesen verschiedenen Möglichkeiten bei einwandfreier Wiedergabe ihre Objektivität absprechen? Diese geht, um bei dem Beispiel der Photographie zu bleiben, nur dann verloren, wenn bewußt und betont Wesentliches retuschiert oder gar weggelassen bzw. etwas nicht zur Sache oder Person Gehöriges hinzugefügt wird.

Für die geschichtliche Darstellung gilt Entsprechendes. Wie sehr durch Weglassen und ebenso durch falsches Hinzufügen jede Objektivität verlorengelht, zeigt ein eklatantes Beispiel der jüngsten Geschichtsschreibung. Im Jahre 1959 erschien von dem russischen Historiker Telpuchowski die zweite Fassung seiner „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges“³⁾. In diesem Werk wird u.a. behauptet, daß die englische und französische Regierung 1939 vor dem Ausbruch des Krieges ein Doppelspiel mit der Sowjet-Union getrieben hätten, indem sie gleichzeitig mit den Moskauer Gesprächen Geheimverhandlungen mit dem faschistischen Deutschland führten. „Hier werden die Tatsachen geradezu auf den Kopf gestellt“, bemerkt der deutsche Kommentator. Nicht die Westmächte, wohl aber die UdSSR hatte ein Doppelspiel getrieben, indem die sowjetische Regierung über ihren Botschafter in Berlin bereits am 17. April mit Deutschland Fühlung aufgenommen hatte. Die Verhandlungen führten, wie bekannt, zu einem Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Rußland, in welchem definitiv festgesetzt war: „Für den Fall einer territorial-politischen Umgestaltung der zum polnischen Staate gehörenden Gebiete werden die Interessensphären Deutschlands und der UdSSR ungefähr durch die Linie der Flüsse Narew, Weichsel und San abgegrenzt.“ Dieses bis heute in Rußland verheimlichte Abkommen erwähnt Telpuchowski nur ganz allgemein, bezeichnet es bündig als einen Nichtangriffspakt der beiden Staaten und fährt dann fort, daß die Sowjetregierung durch diesen Vertrag ihrem Lande den Frieden für die Dauer von fast zehn Jahren gesichert habe.

Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß eine solche Geschichtsschreibung dem Leser ein Bild vermittelt, das ein hohes Maß an Wahrheitsgehalt und damit an Objektivität entbehrt und somit auch zu falschen Folgerungen und Wertungen führt. Es bringt uns echten Erkenntnissen über das Leben und den Charakter der Völker und Staaten wie ihrer führenden Männer nicht näher. Eine so tendenziös gefärbte Darstellung der Geschichte ist ein schlechter und trügerischer Beitrag zur politischen Meinungsbildung der Allgemeinheit. Wer darauf sein Weltbild aufbaut, wird sich früher oder später bitter in seinen eigenen politischen Vorstellungen enttäuscht sehen, da er falschen Propheten sein Ohr geliehen hat. Das Streben nach Wahrheit und strenger Objektivität muß bei verantwortungsbewußter Geschichtsschreibung Grundprinzip bleiben. Sie allein dient aufs Ende gesehen dem Ganzen am besten. Aber auch selbst bei diesem Vorsatz ist es kaum möglich, ein vollkommenes Bild der Vergangenheit oder einer geschichtlichen Persönlichkeit zu gestalten. Die getreue Wiedergabe kann ausgezeichnet getroffen sein, und doch hat sie den Mangel der Ganzheit. Sie erfaßt jene Realität nur stück- und teilweise. Es fehlt ihr das Sich-Geben und Tun, die Umgebung, die Atmosphäre, die Wirklichkeit, in die das Ereignis oder die Person hineingestellt sind. Mit anderen Worten: alle geschichtliche Überlieferung und Darstellung bleibt immer nur Teilaspekt, immer nur Ausschnitt einer dahingegangenen leibhaftigen Wirklichkeit, die wir nicht noch einmal zum Leben erwecken, wohl aber vor unserem geistigen Auge wieder erstehen lassen können, in vielen Fällen sogar sublimierter als in natura, und die uns damit auch bei bewußter Anteilnahme zu einer Begegnung, ja, sogar zu einem Erlebnis werden kann.

Mit dem Ausdruck Erlebnis kommt ein Begriff in unsere Überlegung, der in den Bereich der Gemütskräfte gehört. Ein ausgesprochen subjektives Moment wirkt also mitbestimmend auf die Urteilsbildung über geschichtliche Gestalten und Geschehnisse. Für den Historiker bringt es die Aufgabe mit sich, nach der Darstellung von Tatsachen

und Motiven die verschiedenen Beurteilungen über geschichtliche Persönlichkeiten und Vorgänge einander gegenüberzustellen. Es sei in diesem Zusammenhang an das Schillerwort über Wallenstein erinnert:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Kritik und Urteilsfähigkeit wird so durch Gegenüberstellung der verschiedenen Standpunkte entwickelt und geschärft, gewissermaßen versachtlicht. Das persönliche Urteil bekommt dadurch ein wesentliches Korrektiv, das die Stärke der eigenen Gefühlsmomente erheblich heruntersetzen kann.

Noch ein anderes Motiv kann die Geschichte zu einer gegenwartsbezogenen Wissenschaft machen. Zu allen Zeiten hat jede Generation ihre ganz besonderen Probleme, Schwierigkeiten und Aufgaben gehabt. Um mit ihnen fertigzuwerden, um sie aus einer größeren Schau sehen, von einem höheren Standpunkt beurteilen und bewerten zu können, für einen solchen Zweck kann die Historie wertvolle Dienste leisten.

Ein uns Deutsche seit Jahren bedrückender Zustand, der nunmehr staatsrechtlich — in der DDR sagt man völkerrechtlich — verankert ist, ist die Aufteilung unseres Volkes in zwei Staaten, deren Bewohnern in dem sog. Arbeiter- und Bauernstaat das Recht der Freizügigkeit so gut wie ganz vorenthalten ist. In der viel bescholtene und sicher auch mit Mängeln behafteten deutschen Vergangenheit haben jedoch, was nicht genug herausgestellt werden kann, in zwei sehr bedeutenden Verträgen unserer Geschichte Kaiser und Reich ihren Untertanen im Hinblick auf ihre Glaubensfreiheit das uneingeschränkte Recht zugebilligt, ihrer Konfession wegen ihr Land verlassen und abwandern zu dürfen. Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 wurde festgesetzt, daß Untertanen, die ihrer Religion wegen aus ihren Fürstentümern mit ihren Weibern und Kindern an einen anderen Ort ziehen wollten, ein solcher Ab- und Zuzug, auch Verkauf ihrer Habe und Güter gegen billigen Abtrag der Leibeigenschaft und Nachsteuer ungehindert zu bewilligen sei. Im Frieden von Osnabrück von 1648, also fast 100 Jahre später, erweiterte man dieses Recht, indem man den emigrierten Untertanen für den Fall, daß sie ihre verlassenen Güter verwalten ließen, zubilligte, „frei und ohne besondere Erlaubnis“ in ihr angestammtes Land kommen zu dürfen, um Rechtsschwierigkeiten und Forderungen zu betreiben. Ausdrücklich heißt es weiter, daß den aus Glaubensgründen freiwillig Abwandernden am wenigstens unter dem Vorwande der Leibeigenschaft ein Hindernis in den Weg gelegt werden dürfe. Für diese so weitgehenden Bestimmungen, noch festgehalten in dem deutschen Staatsrecht von 1804³⁾, bleibt bemerkenswert, daß bei aller Beschränkung der persönlichen Freiheit durch das Band der Leibeigenschaft das Prinzip der Gewissensfreiheit, wie es in der freien Wahl des Glaubensbekenntnisses und in der damit zuerkannten freiwilligen Abwanderung seinen Ausdruck findet, durch Kaiser und Fürsten vorbehaltlos als vorrangig geltendes Recht anerkannt und festgelegt wurde. Es ist weiter beachtenswert, daß diese Bestimmungen nicht nur formales Recht blieben; sie kamen auch praktisch zur Durchführung, so zuerst in Nieder-Bayern, dann auch in anderen Gebieten, in denen die Gegenreformation Fuß gefaßt hatte, u.a. im Bistum Würzburg. Von beiden Gebieten ist bekannt, daß die, die sich zum evangelischen Bekenntnis hielten, ihre Habe verkauften und abzogen, der größere Teil meist mehr gezwungen als freiwillig⁴⁾.

Man sieht aus dem angezogenen Beispiel, wie aus einer völlig neuen Situation der Gegenwart sich eine Fragestellung an die Geschichte ergibt, die bisher so gut wie unbeachtet blieb, das anstehende Problem neu beleuchtet und so eine besondere Darstellung nach sich zieht. Mit anderen Worten: Geschichte kann immer wieder neu geschrieben werden, ohne daß sich deshalb ein unwahres oder verzerrtes Bild einer früheren Zeit oder Persönlichkeit ergibt, wenn nur der Autor das ihm zu Gebote stehende Material voll ausschöpft und den Willen und die Fähigkeit aufbringt, sich aus der Befangenheit seiner subjektiven Schau so weit wie möglich zu lösen. Unvollständigkeit und Verschiedenartigkeit der Geschichtsschreibung kann also nicht in jedem Fall der

Vorwurf mangelnder Objektivität treffen. Wer dieser Feststellung folgt, wird in der Geschichte bei all der ihr eigenen Problematik eine Disziplin sehen, die besonders viele Bildungswerte enthält. Worin liegen diese? Geschichte, wenn sie ernsthaft betrieben wird, erzieht zum Einfühlen in fremde Wesenheiten, eine Eigenschaft über die nicht nur der Staatsmann und Diplomat verfügen sollte. Wer sich bei der Beurteilung von Personen und Ereignissen nicht weitgehend von seinen eigenen Vorstellungen oder gar Vorurteilen frei machen kann, wird selten Menschen und Mächte im Kern ihres Wesens erkennen. Hier kann ihm, wenn das Einfühlungsvermögen bei ihm weniger stark vorhanden oder entwickelt ist, die Beschäftigung mit der Geschichte gute Dienste leisten. Sie dürfte auch das Urteil über das politische Geschehen seiner Zeit und deren führende Köpfe schärfen, sofern nicht einseitige Standpunkte den Blick trüben oder einengen.

Die Historie als Wissenschaft zeichnet sich aber noch durch ein drittes, ein bedeutenderes Moment aus. Ihr Forschungsbereich erfaßt und umfaßt eigentlich alle Zweige menschlicher Wirklichkeit. Sie kommt, wenn sie zu einer großen, wenn nicht gar universellen Schau über den Ablauf der Zeiten gelangen will, nicht umhin, alle Bereiche des menschlichen Daseins in ihre Betrachtung einzuschließen. Sie hat, wie Ranke sich einmal ausgedrückt hat, unter den Musen den weitesten Horizont. In dieser Beziehung vermag sie auch über die Summe der Einzel- und Teilaspekte hinauszuführen und zu einer weit umfassenden Zusammenschau, zu einem Überblick zu gelangen, ohne in den Fehler zu verfallen, geschichtliche Abläufe in den engen Rahmen soziologischer Gesetzmäßigkeiten zu zwingen. In die Reihe so großer Meister der Geschichtsschreibung gehören ein Ranke und ein Jacob Burckhardt. Sie haben bei Betonung des jeweils Individuellen in den Männern und Mächten der Vergangenheit zugleich das allgemein Menschliche und damit das allgemein Gültige gesehen und dargestellt. Hier liegen Ergebnisse eines vielschichtigen Verstehensprozesses vor, die Überblicke und Einblicke in Zusammenhänge von nicht geringer Bedeutung vermitteln. Unverantwortlich aber handeln heute diejenigen, die diese Bildungswerte der Historie nicht sehen, vielleicht auch nicht sehen wollen oder gar aus sehr bestimmten Tendenzen sie leugnen und so mit allen Mitteln daran arbeiten, das bei uns immer mehr schwindende Geschichtsbewußtsein weiter abzubauen.

Es war von der Vielschichtigkeit, mit der es die Geschichte zu tun hat, gesprochen. Wo liegt nun aber der Schwerpunkt der Historie? Wo liegen ihre vorrangigen Aufgaben? Es dürfte Einigkeit darin bestehen, daß die politische Geschichte im Vordergrund zu stehen hat. Ihr zentraler Beziehungspunkt ist der Staat. Es ist müßig, über seinen Ursprung zu reden. Wir stellen nur fest, daß er die geprägte Form menschlichen Zusammenlebens ist, ohne die noch nie eine größere Gemeinschaft existiert hat und existieren wird. Sein wesentliches Merkmal ist die Macht, der er sich bedient und bedienen muß, um die in ihm lebende und durch ihn erfaßte Gemeinschaft zusammenzuhalten, ihr eine feste Ordnung zu geben, sie nach außen zu schützen.

Für die deutsche Geschichte unseres Jahrhunderts ist dazu festzustellen, daß uns das richtige Verhältnis zur Macht, diesem „großen durchgehenden Hauptphänomen der Geschichte“⁸⁾, verlorengegangen ist und, wie mir scheint, auch heute wieder fehlt. Wir sind mehr als einmal, wie unsere jüngste Geschichte zeigt, von einem Extrem ins andere gefallen. Wir haben zeitweise die Bedeutung der Macht überschätzt, sie zum Teil angebetet, sind ihrer Dämonie erlegen gewesen und an den Folgen davon in bitteres Unglück gestürzt. Umgekehrt haben wir nach dem ersten Weltkrieg bei Ausübung der staatlichen Macht oft nicht das nötige Maß an Festigkeit und innerer Haltung gehabt. Das hat in den zwanziger Jahren schnell zur Aushöhlung und dann zum Sturz unserer damals freiheitlichen Gesellschafts- und Staatsordnung geführt. Es ist zu fürchten, daß wir heute, wenn auch unter anderen Vorzeichen und Kräfteverhältnissen, ähnlich wie vor rund 40 Jahren einem ebenso gefährlichen Kurs der Illusionen von der Friedfertigkeit der Menschen und der Welt zusteuern und so unsere Freiheit zum zweiten Mal aufs Spiel setzen.

Aus der vergleichenden Betrachtung von Staaten mit ihren Gesellschaftsformen läßt sich also eine Fülle allgemein politischer Erkenntnisse ableiten. Ihr Werden und Vergehen ist eines der interessantesten und aufschlußreichsten Kapitel der Geschichte, aufschlußreich, wenn man neben dem spezifisch Einmaligen die immer wiederkehrenden allgemein menschlichen Züge in ihrem Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Individuum zueinander sieht und zeitgebundene eigene Vorstellungen nicht hineinlegt. Völlig abwegig ist es, die Vergangenheit und besonders die deutsche als einen einzigen Irrweg anzusehen und zu meinen, daß erst unserer Generation die Erleuchtung gekommen ist, wie wir eine gerechte Gesellschaftsordnung aufbauen. Fast jedes Zeitalter hat es für sich in Anspruch genommen, den gordischen Knoten aller menschlichen Wirrnisse auflösen zu können und in den neu gewonnenen Ansichten den einzigen Maßstab seines Handelns zu sehen. Gefährlich für die Gesamtheit werden solche neuen Ideen dann, wenn Fanatiker es verstehen, die Macht an sich zu reißen und ihre politischen Theorien zu unwiderruflichen Dogmen zu machen.

Das Zeitalter der Glaubensspaltung hat eine Unmenge Unglück über die westeuropäischen Völker und ganz besonders über Deutschland gebracht, ehe es zu einer Klärung und einem friedlichen Nebeneinander kam. Während der Hugenottenkriege von 1562 bis 1598 sind in Frankreich bei den religiösen Auseinandersetzungen, gekoppelt mit machtpolitischen Kämpfen, in der Bartholomäusnacht 1572 nach niedrigster Schätzung allein in Paris über 2000, in den Provinzen über 12000 Menschen ermordet. 200 Jahre später forderte die Französische Revolution in dem Jahr der Schreckensherrschaft unter dem Schlagwort von Freiheit und Gleichheit allein in Paris 2 625 Hinrichtungen. Unter der Parole einer sozialen Gerechtigkeit hat das russische Volk in der Oktoberrevolution 1917 und in der Aera von Stalin Blutopfer bringen müssen, die um ein Vielfaches die Zahl der Verurteilten unter Robespierre übertreffen. In Deutschland und in den von ihm während des zweiten Weltkrieges besetzten Gebieten war es unter der Diktatur Hitlers das jüdische Volk, das im Namen einer fanatischen Rassenideologie ungeheure Menschenopfer auf sich nehmen mußte.

Alle eben angeführten Beispiele von Terror, von Menschenverfolgungen und Hinrichtungen — ganz gleich, wie unterschiedlich sie in ihrer Schwere beurteilt werden — zeigen, wie schnell Völker im Strudel sich überschlagender Machtkämpfe und politischer Umstürze den Makel einer schweren Blutschuld auf sich laden können. Und immer geschah solches unter dem Deckmantel ideologischer Vorstellungen. Gar zu leicht und schnell wird daraus der Schluß gezogen, daß diese allein die Ursache all dieses gehäuften menschlichen Unglücks waren. Dazu ist ganz offen die Frage zu stellen: War an der Ermordung der Hugenotten das Christentum, war an den Opfern unter der Guillotine der Gedanke des Liberalismus schuld? Sind die Ideen des Sozialismus die Ursachen der Terrorakte unter den Diktatoren Lenin und Stalin? Sollen wir dem Nationalismus die Schuld an den Judenverfolgungen im Hitler-Deutschland geben? Die Antwort auf alle diese letzten Endes gleichen Fragen lautet: Nicht die Idee als solche war es, die die Ursache für alle angeführten unschuldigen Blutopfer bildete. Es war der Mensch, der in seiner Unzulänglichkeit und Grenzenlosigkeit, besessen von einer zum Dogma erhobenen Idee und von dem Dämon der Macht berauscht, hier als der allein Verantwortliche vor der Geschichte steht. Was die Menschen, was die Mächtigen dieser Welt aus den religiösen und politischen Ideen gemacht haben und noch heute machen, ist das in der Geschichte Ausschlaggebende. Eine solche Betrachtung aus der historischen Perspektive führt zu einer vorsichtigeren, abwägenderen Einstellung und Beurteilung der politischen Fragen und Ideen der eigenen Zeit. Erst der große Überblick rückt die Tageswerte und Zeiturteile in ein richtiges Verhältnis.

Aus dieser Sicht sollte man sich auch nicht scheuen, einmal Schlagwörter geschichtlich unter die Lupe zu nehmen. Der Generaloberst von Seeckt sah in der Anerkennung von Schlagwörtern das Zugeständnis des Mangels an eigenem Denkvermögen. Im Tageskampf um die politische Meinungsbildung der breiten Wählermassen hat das Schlagwort immer an erster Stelle agitatorischer Werbemittel gestanden. Nutzt es

sich mit der Zeit ab, wird es durch ein neues ersetzt. Echte demokratische Verantwortlichkeit sollte dem immer wieder entgegentreten. Die genaue Kenntnis geschichtlicher Tatsachen und der weitere Blick, zu dem die Muse Klio erzieht, sind hier willkommenen Helfer. Gerade in dieser Hinsicht kann die Geschichte zu einem echten Element der Gegenwart werden.

Zu der Fülle der anstehenden Schlagwörter gehört das bereits fest eingewurzelte, fast schon zum Dogma gewordene Wort von der unbewältigten deutschen Vergangenheit. Dabei erhebt sich die Frage, wo denn die deutsche Vergangenheit anfängt. Doch nicht etwa bei dem Jahr 1945 oder 1933 oder 1914! Völker und Staaten haben im allgemeinen ein weit längeres Leben als der einzelne Mensch. Sie nach der kurzen Dauer eines Menschenlebens zu beurteilen ist verfehlt. Nein, die Wurzeln der deutschen Vergangenheit reichen weit tiefer, als viele meinen. Auf keinen Fall erschöpft sie sich in den Begebenheiten der sehr kurzen, wenn auch inhaltschweren Episode des Hitlerreiches. Reich an Licht und Schatten ist unsere deutsche Vergangenheit, so reich, daß wir aufs Ganze gesehen uns ihrer nicht zu schämen brauchen. Den Deutschen gebührt ein guter Anteil an dem, was uns Europa als abendländische Staaten- und Kulturwelt bedeutet.

Und wie steht es mit der Frage nach der deutschen Nationalidee? Die jüngere Generation unter uns ist im ganzen nur über die schweren Folgen unseres übersteigerten Nationalgefühls während der Hitlerdiktatur unterrichtet, unter der nicht nur Deutschland, sondern auch Europa fast an den Abgrund seiner Existenz geraten ist. Geschichtlich gesehen, hat der deutsche Nationalgedanke ein ganz anderes Gesicht. Das mittelalterliche Kaiserreich hatte nichts zu tun mit der Auffassung eines nationalen oder völkischen Staates des 19. und 20. Jahrhunderts. Es gab trotz des überstarken Gewichtes des deutschen Volkstums in dem altdeutschen Kaiserreich keine eigentliche Staatsnation. Als selbstverständlich wurde es hingenommen, daß auch andere Volksgruppen innerhalb der Reichsgrenzen ihr Eigenleben hatten und führen durften. Die Goldene Bulle von 1356 enthält mehr als nur Bestimmungen über die Wahl des Kaisers. Sie machte u. a. es den Kurfürsten zur Pflicht, ihren Nachfolgern außer in der lateinischen Sprache auch in der italienischen und wendischen Sprache Unterricht erteilen zu lassen. Ausdrücklich wurde festgestellt, daß die Macht des Heiligen Römischen Reiches sich auf verschiedene Völker mit unterschiedlichen Sitten, Sprachen, Satzungen und Rechten erstreckte. Es wurde deswegen als notwendig angesehen, daß die Kurfürsten als des Reiches Grundsäulen alle verstehen müßten und von allen verstanden werden sollten. So verständnisvoll und verantwortungsbewußt dachte man damals über fremde Volksteile.

Nicht anders betrachtete das absolutistische Preußen seine „Untertanen polnischer Zunge“. Friedrich der Große sah es gern, wenn seine Beamten in den polnischen Teilen seines Königreiches polnisch sprechen konnten. Unter ihm wurden in der 1772 erworbenen Provinz West-Preußen auf die neu errichteten Landschulen auch polnisch redende Lehrer eingesetzt⁶⁾. Diese Politik wurde unter seinen Nachfolgern fortgesetzt. Die Königliche Proklamation von 1815 für das Großherzogtum Posen sicherte den Polen die volle Sprach- und Kulturautonomie zu, und bis zu Friedrich Wilhelm IV. haben die preußischen Könige noch die polnische Sprache beherrscht⁷⁾.

Die volle Anerkennung der Gleichberechtigung der nicht-deutschen Volksteile hat auch das national-liberale Bürgertum 1848 nicht fallen lassen und, was nicht genug herausgestrichen werden kann, auch danach gehandelt. Die vom deutschen Volk gewählten Abgeordneten haben in der Frankfurter Nationalversammlung den fremden Volksteilen auf deutschem Bundesboden feierlich das volle Recht auf ihre nationale Eigenständigkeit in allen Bereichen ihres völkischen Lebens anerkannt. Für das Großherzogtum Posen wurde eine nach Nationalitäten getrennte Teilung des Gebietes beschlossen, in der Tat eine politische weitblickende, in die Zukunft weisende Einstellung des von imperialistischen und rasseideologischen Tendenzen noch freien frühdeutschen Nationalismus.

Hier könnte man den Ansatzpunkt für ein freies Europa suchen, in dem alle Nationen den ihnen gebührenden Platz erhielten. Es ist doch wohl eine im leeren Raum stehende Theorie, die Nationen leugnen zu wollen. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil unseres Kontinents. Die über 120 Jahre anhaltende Aufteilung und Unterdrückung Polens hat das Nationalbewußtsein dieses slawischen Volkes nicht zu beeinträchtigen vermocht; die rund 300jährige Beherrschung der Balkanvölker durch die Türken hat es ebensowenig fertiggebracht, diesen Völkern ihre Besonderheiten und ihren Willen zur politischen Selbständigkeit zu nehmen. Was also im Wandel der Zeit sich auch immer in Europa an geschichtlichen Mächten und Verfassungen gebildet und abgelöst hat, die Völker sind geblieben. Sie lassen sich nicht auslöschen. Ungelöst hingegen bleibt immer nur das Problem ihres Zusammenlebens. Als der große Arzt Sauerbruch einmal gefragt wurde, was Gesundheit sei, gab er als Antwort das schwerwiegende Wort „Gleichgewicht“⁸⁾). Dieses Wort dürfte einen tieferen und allgemeineren Sinn haben. Es gilt auch für das Dasein eines jeden Volkes als gewachsener Einheit wie für die große Völkergemeinschaft schlechthin.

Das funktionelle Gleichgewicht des Körpers zu erhalten bzw. es wieder herzustellen, wo es gestört ist, ist die Aufgabe des Arztes. Auf den großen Organismus Europa übertragen, sollte es die Aufgabe der Politiker und Staatsmänner unserer Zeit sein, sinngemäß zu handeln. Eines der wesentlichsten Merkmale unseres europäischen Staatensystems war die Sicherung des Gleichgewichtes der großen Mächte. Wo es durch eine Hegemonialmacht gestört war, haben sich die bedeutendsten Staaten des Kontinents immer zusammengefunden und den Störenfried in seine Schranken zurückzuzweihen verstanden. Bei allem Argwohn, bei aller Mißgunst der Dynastien untereinander blieb der Krieg nur das Mittel, die Bedrohung des Gleichgewichtes und damit der eigenen Sicherheit durch das aufkommende Übergewicht einer Macht abzuwenden und die alte Ordnung unter Einbeschließung des besiegten, in seiner Macht wieder beschränkten Staates in einem ausgeglichenen Kräfteverhältnis neu abzusichern.

Erst mit dem Aufkommen des Nationalismus erfuhr dieses Prinzip des Ausgleichs eine schwere Erschütterung. Der Übergang von der dynastischen zur national-demokratischen Herrschaft vollzog sich im Zusammenhang mit dem Begriff der Volkssouveränität. Es entwickelte sich die Nation zu einem Element einer über die bisherigen Größenordnungen hinauswachsenden Macht und hat unter Entfesselung leidenschaftlicher Herrschaftsansprüche einen mehr oder minder bedeutenden Anteil an den Eroberungskriegen Napoleons I. und Hitlers gehabt. Ohne die zusammengefaßten Kräfte ihres Volkes hätten die beiden Usurpatoren ihre maßlos ehrgeizigen Pläne mit militärischen Maßnahmen bis zur Erschöpfung der Nation nicht durchführen können. Während jedoch nach der Besiegung Napoleons noch einmal das dynastische Prinzip des Ausgleichs siegte, führte der Ausgang der beiden Weltkriege unseres Jahrhunderts 1918 zur teilweisen, 1945 zur völligen Zerschlagung der europäischen Mitte. Dabei ist es den unter national-demokratischer Führung stehenden Siegermächten nicht gelungen, an die Stelle der alten Pentarchie eine neue, in sich selbst ruhende Ordnung Europas aufzubauen. Das oft bedrohte, aber immer wieder hergestellte Gleichgewicht der Kräfte auf unserem Kontinent ist endgültig verlorengegangen. Am sinnfälligsten drückt sich diese so bedeutungsvolle Veränderung in der Tatsache aus, daß es zum ersten Mal in der europäischen Geschichte einer überseeischen Macht, der USA, bedurfte, um der aus dem zweiten Weltkrieg hervorgegangenen neuen Hegemonialmacht Rußland noch wirksam entgegenzutreten zu können. Mit dem Verzicht auf eine ausreichend starke Mitte, die nach dem für sie verlorenen zweiten Weltkrieg keine Gefahr mehr für die übrigen Mächte bedeuten konnte, hat Europa seine Eigenständigkeit aufgegeben und verloren. Sein künftiges Schicksal wird im wesentlichen bestimmt sein von dem Verhältnis der beiden Weltmächte, den USA und der UdSSR.

Erschwerend kommt hinzu, daß das in seinen Kräften nicht mehr ausgeglichene neue Europa in seiner Mitte die schwärende Wunde eines auseinandergerissenen Volkes von alter, hoher Kultur mit jahrhundertelanger staatlicher Einheit hat. Hier auf

deutschem Boden, ja, innerhalb des Weichbildes der ehemaligen deutschen Hauptstadt tritt das große Spannungsfeld zwischen West und Ost nur zu deutlich in Erscheinung, und zwar in einer Gegensätzlichkeit, die wohl durch die Politik einer sog. Koexistenz — heute sagt man Entspannung — vorübergehend verschleiert werden kann, aber keine Gewähr für eine politisch ruhige Zukunft bietet. Diese gewaltsame Teilung des deutschen Volkes entsprach nicht der ursprünglichen Absicht der Sieger über Hitler-Deutschland. Die Zusammengehörigkeit unseres Volkes wurde von ihnen als natürliche Gegebenheit angesehen, als solche anerkannt und entsprechend in ihr politisches Kalkül einbezogen. Nach vielem Hin und Her setzte sich der Gedanke der Einheit von Nation und Staat durch, indem man sich darüber einigte, die Polen aus den bei der UdSSR verbleibenden Gebietsteilen, die Deutschen aus den an Polen abzutretenden preußischen Provinzen auszusiedeln und sie bei den ihnen zugehörigen Nationen zu belassen. Wer also meint, jeden Gedanken nationaler Eigenständigkeit und Zusammengehörigkeit fallen lassen zu müssen oder gar zu leugnen, geht an den natürlichen Gegebenheiten im Völkerleben vorbei, an Faktoren, die sich historisch als trüchtig erwiesen haben und deshalb nicht unberücksichtigt bleiben können. Wo umgekehrt die Grenzen einer Nationalidee liegen, war bereits genügend aufgezeigt worden. Werden diese Grenzen überschritten, wird das Gleichgewicht im Völkerleben gestört und führt leicht zu schweren Schäden in der großen Gemeinschaft der Nationen und ihrer Staaten.

Das Problem des deutschen Nationalismus ist bewußt von mehr als einer Seite aus der Sicht des Historikers beleuchtet, um zu zeigen, wie vielschichtig es sich uns aus den verschiedenen Teilaspekten darbietet, und wie bedenklich, ja, irreführend es ist, eine allgemeine, das vorige und unser Jahrhundert tragende und bewegende Idee ausschließlich nach der kurzen für uns aber so folgenschweren Episode der Hitler-Diktatur zu beurteilen.

Nicht viel anders verhält es sich mit dem Schlagwort vom preußisch-deutschen Militarismus. Aus geschichtlicher Sicht ergeben sich andere Urteile als aus der engen Schau unmittelbar erlebter Ereignisse. Daß die Führung von zwei großen Weltkriegen innerhalb einer Generation gar zu leicht die Auffassung von einem rein militaristischen Deutschland aufkommen läßt und nährt, ist nur zu verständlich, beruht aber wiederum auf mangelnden geschichtlichen Kenntnissen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war alles andere als ein Militärstaat, der auf Eroberungen ausging. Es hat fast nur Verteidigungskriege geführt, gegen den Westen wie den Osten. Ebenso war das große stehende Heer des preußischen Soldatenkönigs, das übrigens keine Erfindung der Hohenzollern, sondern lange vorher schon ein entscheidendes Kriegsinstrument Frankreichs für seine Eroberungen in Deutschland war, nur ein Mittel zur Wahrung des Friedens. Mit aller Schärfe hat Friedrich Wilhelm I. in seinem politischen Testament seinen Nachfolger davor gewarnt, einen ungerechten Krieg anzufangen. Sein Sohn, Friedrich der Große, hat sich 1740 nicht nach gerichtet. Der nicht gerade deutschfreundliche französische Historiker Bainville hat das von Friedrich verletzte Recht das Gesetz genannt, aus dem Europa damals lebte⁹⁾. Die preußische wie deutsche Militärführung der Einigungskriege 1864 bis 71 und der beiden Weltkriege war sich immer der großen Verantwortung bewußt, die ihr mit der Befehlsgewalt über die Streitkräfte und deren Einsatz im Kriege gegeben war. Moltke hat einmal den inhaltschweren Satz ausgesprochen: „Die größte Wohltat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges“¹⁰⁾. Der aus dieser Schule kommende Generaloberst von Seeckt sprach von dem hohen Maß von Verantwortung des Feldherrn, das ihm in seinem Wirken über Schicksal und Leben von Tausenden übertragen sei: „Hier liegt das tief Menschliche und damit das Tragische in dem Feldherrntum begründet“¹¹⁾. Dieses ausgeprägte Verantwortungsbewußtsein gilt in weitem Maß auch von der hohen Generalität unter Hitler, die dem deutschen Volk unter allen Umständen einen zweiten Weltkrieg ersparen wollte¹²⁾. Auch die Tatsache verdient hervorgehoben zu werden, daß in den Jahren von 1800 bis 1940 England, Frankreich und Rußland, jedes für sich

gerechnet, dreimal so viele Kriege wie Deutschland einschließlich Preußen geführt haben¹³⁾). Von einem generellen preußisch-deutschen Militarismus zu sprechen entspricht also nicht den geschichtlichen Tatsachen.

Damit fallen auch die von unseren ehemaligen Feinden fälschlich behaupteten und uns zur Last gelegten Anklagen für die Schuld am Ersten Weltkrieg in sich zusammen, wobei offenbleibt, wieweit man überhaupt im Völkerleben von einer Schuld im privatrechtlichen Sinne sprechen kann. Präventive Maßnahmen hat auch die Entente erwogen und vorgesehen. Zwischen Rußland und England war ein von russischer Seite kommender Plan im Gespräch; danach sollten neben dem Landaufmarsch der Armeen an den deutschen Grenzen russische Truppen durch englische Handelsschiffe, die als Transportflotte „vor der Eröffnung der Kriegshandlungen“ in die Ostsee einzuschleusen waren, an die pommersche Küste gebracht werden und dort mit dem Ziel eines direkten Vorstoßes gegen Berlin landen¹⁴⁾). Die deutsche Regierung hatte über den russischen Botschaftssekretär von Siebert in London von diesen Verhandlungen, die Ende Juli 1914 abgeschlossen waren, wegen des Kriegsausbruchs aber nicht mehr ratifiziert wurden, laufend Kenntnis erhalten. Sie zeigen eindeutig, wie auch die Entente durch präventive Überlegungen und Pläne das Waffenglück auf ihre Seite zwingen wollte. Bezeichnenderweise ist nirgends die Rede davon, in den getroffenen Absprachen und beabsichtigten Maßnahmen ein völkerrechtliches Verbrechen zu sehen.

Laternser¹⁵⁾ hat dasselbe Problem in seiner Verteidigungsrede für den deutschen Generalstab und das OKW vor dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg zum Hauptgegenstand seines Plädoyers gemacht. Gegen die „Anklage, daß die militärischen Führer als Gesamtheit das Verbrechen der Planung und Ausführung eines Angriffskrieges bewußt, absichtlich und hinterlistig begangen hätten“, wies er zur Rechtfertigung der Angeklagten darauf hin, daß es sich bei den von ihm vertretenen Personen nicht um Politiker, sondern allein um Soldaten handele. Ihre Aufgabe war es, für den Fall eines Krieges militärische Pläne bereitzustellen. Die Bewertung eines Krieges als Angriffskrieg sei aber ein rein politisches Urteil. Nie aber wurden die militärischen Führer Hitlers zu einer politischen Entscheidung herangezogen, sondern immer nur mit der militärischen Ausführung eines von dem Diktator gefaßten politischen Entschlusses beauftragt. Eine Gehorsamsverweigerung widersprach der Ehrauffassung des deutschen Offiziers. Sie galt und gilt noch immer als eine schwere Pflichtverletzung und im Kriege als ein todwürdiges Verbrechen. Sie hätte bei Hitler zur Vernichtung der Gehorsamsverweigerer geführt. Von 17 Feldmarschällen wurden 10 im Laufe des Krieges ihrer Stellungen enthoben, 3 büßten ihr Leben nach dem 20. Juli 1944 ein. Treffend fügt Laternser seiner Begründung den Satz hinzu: „Eine Pflicht zum Ungehorsam besteht für keinen Soldaten der Welt, solange es noch Staaten mit eigener Souveränität gibt“¹⁶⁾). Der Internationale Gerichtshof sprach mit seinem Urteil vom 30. September den deutschen Generalstab und das OKW frei.

Von einem preußisch-deutschen Militarismus ganz allgemein zu sprechen entspricht also nicht den geschichtlichen Tatsachen oder beruht auf mangelnder Klarheit der Begriffe, indem unverantwortliche Gewaltanwendung mit soldatischen Tugenden verwechselt werden. Sicherlich war Hitler Militarist, der seine politischen Ziele auf Biegen und Brechen mit militärischen Mitteln zu erzwingen suchte. Alexander der Große, Karl XII. von Schweden und Napoleon I. sind es vor ihm gewesen, mit Einschränkung wohl auch Ludwig XIV., der Große Kurfürst und Friedrich der Große. Zunutzen gemacht haben alle sich die soldatischen Tugenden, die in ihrem Volke steckten, Hitler dazu die alte preußisch-deutsche Militärschule, die auf dem Gebiet des Kriegswesens über hervorragende Köpfe und tüchtige Männer verfügte bzw. großzuziehen wußte. Kein Staat kann auf die in seinem Volk ruhenden soldatischen Tugenden, wozu selbstlose Einsatzbereitschaft und Disziplin gehören, verzichten, solange diese Welt kein Mittel gefunden hat, ein Schiedsgericht einzusetzen, das als völlig unbeteiligte, also unparteiische und unbefangene Macht über allen Staaten dieser Erde steht; bis

dahin müssen wir Menschen nach wie vor unsere Händel untereinander allein ausfechten und gegen ungerechte Angriffe zu schützen suchen.

Ebensowenig wie die so fest eingewurzelte Meinung vom preußisch-deutschen Militarismus entspricht die Behauptung von einem reaktionären Preußen nur bedingt den geschichtlichen Tatsachen. Vielmehr zieht sich wie ein roter Faden die soziale Verantwortung durch die Geschichte Preußens. Die Achtung vor der Würde und dem Recht des Menschen, unabhängig von seinem Stand, ist ein auffälliger Charakterzug der Hohenzollern, die ihre vornehmste Pflicht in der ständigen Fürsorge für ihren Staat und ihr Volk als ein ihnen anvertrautes Gut sahen. Der Große Kurfürst legte seinem Nachfolger u. a. folgende Grundsätze ans Herz: „Gegen die Armen sei freigebig! Eure von Gott untergebenen Untertanen müßt Ihr ohne Ansehung der Religion als ein rechter Landesvater lieben, ihren Nutzen und Bestes allzeit gern befördern, und sehet dahin, daß wohl den Armen als den Reichen ohne Ansehung der Person Recht verschafft werde.“ Über den Soldatenkönig urteilt sein großer Sohn: „Die Politik war untrennbar von seiner Gerechtigkeit.“ Er selber dachte nicht anders. 1779 schrieb er zum Prozeß des Müllers Arnold an das Kammergericht: „Denn Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ebenso ein Mensch ist wie seine Majestät. Vor der Justiz sind alle Menschen gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden.“ Diese Worte blieben kein bloßes Lippenbekenntnis. Im Preußischen Landrecht von 1794 sind diese angeführten Auffassungen rechtlich verankert. „Die Gesetze binden alle Mitglieder des Staates ohne Unterschied des Standes, Ranges und Geschlechtes. Jeder Einwohner des Staates ist berechtigt, Schutz für seine Person und sein Vermögen zu fordern.“ So steht es im § 76 des Landrechtes¹⁷⁾. Auch die Regierung Friedrich Wilhelms III. kann nicht allein unter dem Aspekt der Jahre der Reaktion von 1815 bis 1840 gesehen werden. Unter diesem König wurden in den schwersten Jahren der preußischen Geschichte Reformen durchgeführt, die für ihre Zeit modern waren und den Staat vor revolutionären Erschütterungen bewahrt haben. Zu diesen Reformen gehörte auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Es war ein Gesetz, das den humanitären Geist des erneuerten Preußens nicht sinnfälliger zum Ausdruck bringen kann und in krassem Gegensatz zu der Rassenideologie Hitlers steht.

Dieses nach den Befreiungskriegen als so reaktionär verschrieene Preußen hat zusammen mit den auf ihre Souveränität pochenden Fürsten in der Deutschen Bundesakte von 1815 den Bewohnern der deutschen Bundesstaaten das Recht des freien Wegziehens von einem deutschen Bundesstaat in einen anderen wie das Recht, überall Grundeigentum zu erwerben, gesetzlich anerkannt. Souveränität und Freizügigkeit schlossen sich also keineswegs aus. Mit anderen Worten: über der Aufsplitterung Deutschlands in viele Teilstaaten stand die Zusammengehörigkeit des durch Sprache, Kultur und Geschichte geeinten deutschen Volkes.

Weiter wurde der Hohenzollernstaat 1834 durch die Gründung des Preußischen Zollvereins der Wegbereiter der wirtschaftlichen Einheit Deutschlands, und 1850 verankerte er in der viel bescholtenen oktroyierten Verfassung die Grundrechte und hob darin alle Standesvorrechte auf. Nicht im Widerspruch dazu stehend wurde vom Verfassungsgeber das bis 1918 geltende Dreiklassenwahlrecht angesehen, da die „Leistungen für den Staat den Maßstab für eine proportionale Stimmberechtigung bilden sollten“¹⁸⁾.

In das Bild eines angeblich rein reaktionären Preußens paßt auch schlecht die Tatsache, daß ausgerechnet der Stockpreuße Otto von Bismarck zur Reform des Deutschen Bundes das allgemeine Wahlrecht forderte, das 1867 für den Norddeutschen Bund und 1871 für das neu gegründete Reich fester Bestandteil der Verfassung wurde. Das darauf folgende Jahrzehnt brachte dann das große Werk der Sozialversicherungen, um das unsichere Los der Arbeiter gegen Krankheit, Invalidität und Alter zu schützen. Die erwartete Aussöhnung mit der durch die Lehre von Karl Marx auf Klassenkampf

eingestellten Sozialdemokratischen Partei hat diese Sozialpolitik allerdings nicht gebracht. Das Sozialistengesetz von 1878 mit den Verboten der Verbreitung sozialistischer Ideen wurde als Widerspruch dazu aufgefaßt, die gewährte Fürsorge als Danaergeschenk ausgelegt. Anders im Ausland! Es sah in den sozialen Maßnahmen Bismarcks ein vorbildliches und beispielgebendes Werk des Reiches für seine Arbeiterschaft.

Dieser Achtung vor dem Menschen schlechthin, erwiesen durch großherzige Toleranz auf dem religiösen Gebiet, durch volle Gleichstellung des einzelnen vor dem Gesetz und durch verantwortungsbewußte Fürsorge für den wirtschaftlich Schwachen, stand im preußischen Staat die Forderung nach der unbedingten Staatsraison gegenüber. Ihr waren alle, auch der Adel, unterworfen. Gehorsam, im Grunde nichts anderes als die Befolgung der geltenden Gesetze, denen auch der Herrscher unterworfen war und ohne die keine staatliche Ordnung aufrechterhalten werden kann, Gehorsam wurde das unverrückbare Fundament des preußischen Staates. Dieses Prinzip hatte zwei verschiedene Auswirkungen zur Folge, einmal, daß Preußen als Rechtsstaat immer mehr an Ansehen gewann. Zum anderen aber wurde gleichzeitig eine subalterne Gesinnung großgezogen und verbreitet. Diesen Untertanengeist machte man aus den Gefühlen des Hasses und der Feindschaft zum alleinigen Kriterium des preußisch-deutschen Staates. Derselben Auffassung bediente sich auch der alliierte Kontrollausschuß der Siegermächte, als er durch Beschluß vom 25. Februar 1947 den preußischen Staat mit der Begründung auflöste, Preußen sei seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen¹⁹⁾.

Diese Begründung hält einem kritischen Urteil der Geschichte nicht stand. Das Preußen des aufgeklärten Absolutismus war ein anderes als Frankreich und Rußland, deren absolutistische Regierungsformen hinter der Toleranz und dem Verantwortungsgefühl der preußischen Monarchen zurückstanden, wie es Preußen war, das durch zeitgemäße Reformen mit der Zeit Schritt hielt. Man sieht, wie leicht die verantwortlich zeichnenden Generale der Siegermächte sich eine allgemein verbreitete Auffassung zu eigen machten, um sie für ihre politischen Zwecke zu gebrauchen.

Der Hauptzweck der Auflösung des preußischen Staates lag aber weniger in der Zerschlagung seines Staatsgebietes und in dem Ende seiner Institutionen. Das eigentliche Ziel bestand darin, die gewachsenen Eliten, die diesen Staat aufgebaut und getragen hatten und die der nationalistische Staat teilweise in seine Dienste zu stellen verstanden hatte, dem deutschen Volke zu nehmen, sie zum mindesten zu entmachten und auszuschalten. Dazu diente, um sich vor der Welt, vielleicht auch vor sich selber, zu rechtfertigen, das Festhalten an der weit verbreiteten Meinung vom militaristischen und reaktionären Preußen als dem Störenfried der Welt.

Die Ranke-Gesellschaft als eine Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben hat sich auf einer ihrer Jahrestagungen gründlich mit dem Wesen und der Bedeutung von Führungsschichten in Deutschland befaßt. Für Preußen kam der Österreicher Nikolaus von Preradowich zu dem Ergebnis, daß in der Armee und auch im Staatsdienst der Adel eine bedeutende, aber nicht die alleinige Rolle gespielt hat. Über einen Zeitraum von mehreren Geschlechtern erhielt dieser Adel laufend Auffrischung aus den aufsteigenden Schichten des Bürgertums, das durch Einheirat in die Traditionen dieses Standes mit seiner Ehrauffassung, aber auch mit seinen Vorurteilen hineinwuchs. Durch die Sicherung einer materiellen Basis in Form von Vermögen und Grundbesitz zeigte sich diese Führungsschicht als recht krisenfest, dauerhaft und konservativ²⁰⁾. Bismarck sah in den Besitzenden materiellen oder intelligenten Ursprungs die wichtigsten Stützen eines Staates. Sie üben, wie er aus der Geschichte zu lernen gemeint hatte, einen vorsichtigen und hemmenden Einfluß auf das Gemeinwesen aus und tragen so dazu bei, den Staatswagen vor einer der ersten französischen Revolution ähnlichen Entwicklung zu bewahren²¹⁾.

Von dem Verantwortungsbewußtsein dieser alten Führungsschichten für eine ruhige, ungestörte Entwicklung des Reiches meint eine Gruppe unserer zeitgenössischen Geschichtsschreiber nichts halten zu können. Es ist vor allem der Kreis um den bereits emeritierten Hamburger Historiker Fritz Fischer mit seinen beiden Büchern „Griff nach der Weltmacht“ und „Krieg der Illusionen“²²⁾. In beiden Werken versucht Fischer nachzuweisen, daß die führenden Schichten Deutschlands zusammen mit der Regierung planmäßig auf den Ersten Weltkrieg hingearbeitet, ja, ihn mit dem Ziel gewollt hätten, das Deutsche Reich zu einer dominierenden Weltmacht zu machen. Kritische Untersuchungen namhafter Historiker, wie K. D. Erdmann, J. Engel, W. Mommsen²³⁾, haben ergeben, daß bei Fischer Zusammenhänge konstruiert sind, die den tatsächlichen Verhältnissen und ganz besonders der maßvollen, auf Frieden bedachten Politik Bethmann-Hollwegs nicht gerecht werden. Ein besonders augenfälliges Beispiel, wie sehr die Reichsregierung noch Ende Juli 1914 mit an erster Stelle stehenden Männern der Wirtschaft Anstrengungen für die Rettung des Friedens machte, bringt der Konstanzer Historiker Hölzle.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Jagow schrieb dem in Bad Kissingen weilenden Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Albert Ballin und wies ihn auf die „sehr geheimen Quellen“ über das bereits erwähnte Marineabkommen zwischen England und Rußland, das die Landung russischer Truppen an der pommerschen Küste mit Hilfe einer englischen Transportflotte vorsah, hin. Ballin reiste unverzüglich nach London und aß zu Abend bei Haldane (Kriegsminister 1905/12) mit dem britischen Außenminister Grey. Am 24. Juli traf er auch mit Churchill, dem damaligen ersten Lord der Admiralität, zusammen. Der Versuch, unter Einschaltung eines Mannes wie Ballin eine Wende herbeizuführen, scheiterte. Fischers These von einem aggressiven deutschen Nationalismus, bei dem sich die Regierung und Wirtschaft gegenseitig die Karten zuspielten, ist durch das angezogene Beispiel nicht haltbar²⁴⁾.

Eine Unsumme von Verpflechtungen hat das Unheil des Ersten Weltkrieges nicht aufhalten können. Damit ist jedoch die Überzeugung Bismarcks von dem Wert einer sich durch Bildung und Besitz auszeichnenden, verantwortungsbewußten Führungsschicht nicht widerlegt. Wohin die zunehmende Ausschaltung einer solchen Elite geführt hat, zeigt der schnelle Verfall des Hitler-Reiches nach einem unvorstellbaren Aufstieg. Wie oft wurde der aus engen Verhältnissen kommende Diktator von maßgebenden Männern der alten Führungsschicht vor seinen Unternehmungen gewarnt. Es wurde nicht auf sie gehört. Ein Teil von ihnen verlor seine Stellung oder wurde das Opfer seines von Verantwortung getragenen Gewissens.

Welches Bild bietet sich nun abschließend aus den weiten Perspektiven der von uns überschaubaren Zeiten und Räume, in denen der Mensch als Einzel- und Gemeinschaftswesen lebte und wirkte? Bei allem technischen Fortschritt erscheint er trotz mannigfacher Schattierungen immer wieder als ein handelndes, aber auch duldendes, irrendes und oft unberechenbares Wesen. Neben dem Wunsch nach Beständigkeit aus dem Verlangen nach Sicherheit steht seine ewige Unruhe, sein nie rastender Drang nach Wandel und Änderung, nicht allein aus seiner Anlage heraus, sondern auch deswegen, weil Staats- und Gesellschaftsformen — die Geschichte zeigt es in reichlichem Maße — nicht für die Ewigkeit geschaffen sind. Geschichtsphilosophen mögen das Vergangene als Gegensatz oder Vorstufe zu weiterem Fortschritt sehen. Der historisch gebildete Mensch jedoch sieht bei den so vielfältigen Formen des menschlichen Zusammenlebens immer wiederkehrende Grunderscheinungen, die die bestimmenden Faktoren bleiben. Unter ihnen zählen Emotionen und Motive, wenn sie von einem übermäßig starken Willen und großen Fähigkeiten getragen werden, zu den unberechenbarsten Größen in der Geschichte. Auf sie alle sollte er sein Augenmerk richten, um in dem ewigen Wellenschlag von Höhen und Tiefen Altes und Neues sinnvoll zu verbinden. Die Historie bietet ihm dafür reiches, überreiches Anschauungsmaterial. Sie ist nicht ein buntes Kaleidoskop zufälliger Erscheinungen, sondern eine bittere Erfah-

rungrswissenschaft über das Verhalten von Menschen und Mächtigen in ihren gegenseitigen Beziehungen. Dementsprechend sollte sie ihre Stellung bei uns behalten bzw. wiedergewinnen, um ihre vorrangige Aufgabe zu erfüllen, nämlich beizutragen zur gegenwärtigen Situationserhellung, den Blick zu schärfen für die politischen Kräfte, die das geschichtliche Leben gestaltet haben und anstehen, auch die Zukunft mit zu gestalten. Wer so Geschichte liest und betreibt, hat ein wertvolles Gut in seinem Besitz, das ihn vor Illusionen und Wunschvorstellungen bewahrt, ihn Gefahren seiner Zeit erkennen lehrt, aber auch die Möglichkeit gibt, diesen zu begegnen oder aufklärend entgegenzuwirken.

Anmerkungen

- 1) Kupisch, K.: „Wider die Ächtung der Geschichte“. In „Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans-Joachim Schoeps“, herausgegeben von Kurt Töpner, München und Eßlingen 1969, S. 107.
- 2) Telpuchowski, B. S.: „Die sowjetische Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges 1941—1945“. Im Auftrag des Arbeitskreises für Wehrforschung herausgegeben von A. Hilligruber und H.-A. Jacobsen, Frankfurt am Main 1961, S. 11 ff.
- 3) Gönner, N. Th.: „Deutsches Staatsrecht“. Landshut 1804, S. 701.
- 4) von Ranke, L.: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten.“ Wien, Hamburg, Zürich o. J., Bd. 1, S. 320 f und 366 f.
- 5) Burckhardt, J.: „Weltgeschichtliche Betrachtungen“. Stuttgart 1938, S. 8.
- 6) Hintze, O.: „Die Hohenzollern und ihr Werk“. 9. Auflage Berlin 1916, S. 390.
- 7) Schoeps, H.-J.: „Preußen, Bilder und Zeugnisse“. Berlin o. J., S. 10.
- 8) Pinder, W.: „Die Kunst der ersten Bürgerzeit“. Frankfurt (1952), S. 205.
- 9) Bainville, J.: „Histoire de Deux Peuples“. Deutsche Übersetzung von A. E. Günther, Hamburg (1939), S. 95.
- 10) Antwort Moltkes an den schweizerischen Staatsrechtslehrer Bluntschli zu Fragen des Völkerrechts bei Alfred Weise: „Söldner und Soldaten“. Berlin (1936), S. 72.
- 11) von Seeckt, H.: „Gedanken eines Soldaten“. Leipzig (1935), S. 133.
- 12) Görlitz, W.: „Der Deutsche Generalstab“. 2. Auflage Frankfurt a. M. 1953, 10. Kap. „Der Kampf gegen den Krieg“, S. 226 ff.
- 13) Untersuchungsergebnisse des amerikanischen Historikers Wright aus seinem Buch „Study of War“, veröffentlicht im Bulletin von der Bundesregierung im Nov. 1955 (Kieler Nachrichten v. 14. 11. 1955).
- 14) Hölzle, E.: „Der Geheimnisverrat und der Kriegsausbruch 1914“. Historisch-politische Hefte der Ranke-Gesellschaft, Göttingen 1973, S. 17 ff. — Williamson, S. R.: „The Politics of Grand Strategy. Britain and France Prepare for War, 1904-1914“, Harvard University Press, Cambridge/Mass. 1969, S. 338 ff.
- 15) Laternser, H.: „Verteidigung deutscher Soldaten. Plädoyers vor Alliierten Gerichten.“ Bonn 1950, S. 23.
- 16) ebendort, S. 43.
- 17) Schoeps, H.-J.: „Preußen. Bilder und Zeugnisse“. Berlin o. J., S. 12 und 33. Derselbe: „Preußen. Geschichte eines Staates“. Berlin, 5. Auflage 1967, S. 323 u. 335.
- 18) von Gneist, R.: „Die Nationale Rechtsidee von den Ständen und das Preußische Dreiklassenwahlssystem“. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 1. Auflage, Berlin 1894. Darmstadt 1962, S. 185.
- 19) Schoeps, H.-J.: „Preußen. Bilder und Zeugnisse“. Berlin o. J., S. 196.
- 20) von Preradowich, N.: „Die politisch-militärischen Führungsschichten in Österreich und

Preußen während des 19. Jahrhunderts“. Im Jahrbuch der Ranke-Gesellschaft, Frankfurt a. M., Berlin, Bonn 1957, S. 62 ff.

²¹⁾ von Bismarck, O.: „Gedanken und Erinnerungen“. Stuttgart und Berlin (1928), S. 382.

²²⁾ Fischer, Fr.: „Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914 bis 1918.“ 2. Auflage Düsseldorf 1962, und „Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik 1911-1914, Düsseldorf 1969.

²³⁾ Erdmann, K. D.: „Zur Beurteilung Bethmann-Hollwegs“. In „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, Jg. 15, Heft 9, 1964, S. 525 ff. — Engel, J.: „Literaturberichte. Zeitgeschichte — Außenpolitik“, In „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, Jg. 14, Heft 8, 1963, S. 517 ff. — Über Mommensen. Jarausch, K. H., University of Missouri, Columbia, USA: „World Power or Tragic Fate? The Kriegsschuldfrage as Historical Neurosis“. In „Central European History“, hrsg. von Emory University, Atlanta, Georgia, USA, Vol. V, N. 1, 1972. Jarausch kommentiert u. a.: „In vieler Hinsicht sind Fischers Tugenden seine Schwächen. Dem Spezialisten bietet er, was die offizielle Politik betrifft, nur wenig an Dokumentation an“ (S. 81).

²⁴⁾ Hölzle, E., a.a.O., S. 27 ff.

Romanische Taufsteine in mecklenburgischen Kirchen (II)

Von Friedrich Scheven

II. Granittaufen mit christlicher Symbolik

Im ersten Teil dieser Arbeit über die mittelalterlichen Taufsteine in Mecklenburg standen im Mittelpunkt die Taufsteine mit den vier Köpfen, die sich an vielen Füntē¹⁾ des 12. und 13. Jahrhunderts finden, nicht bloß in Mecklenburg, sondern auch in anderen Teilen Deutschlands und in den Nachbarländern. Nun sollen die mecklenburgischen Taufsteine weiterhin unter Berücksichtigung der übrigen, für die geschichtliche und kunstgeschichtliche Würdigung wichtigen Umstände, Bildschmuck, Material, Herstellungsort usw. betrachtet werden. Für die an Mecklenburg angrenzenden liegen seit längerem zwei ausführliche Arbeiten vor: Die romanischen Taufsteine Schleswig-Holsteins hat schon 1904 Ernst Sauer mann bearbeitet²⁾, die Vorpommerns Annemarie Mehnert 1934 in einer Greifswalder kunstgeschichtlichen Dissertation³⁾. Für Mecklenburg liegt eine entsprechende Untersuchung nicht vor. Es gibt nur eine kurze zusammenfassende Übersicht von A. M. Baalk, die im 25. Jhg. (1930) der Zeitschrift des mecklenburgischen Heimatbundes erschienen ist⁴⁾. Daß für Mecklenburg eine weitergreifende Übersicht fehlt, ist um so auffallender, weil für Mecklenburg-Schwerin seit langem eine gute Inventarisierung seiner Denkmäler in dem Werk von Schlie⁵⁾, und später auch für Mecklenburg-Strelitz von Krüger-Haye vorliegt⁶⁾. Die Bilder und darstellenden Beschreibungen dieser beiden Werke bieten weithin das Material für eine solche Bearbeitung und werden auch in der vorliegenden Arbeit grundlegend sein. Dazu kommen noch die sorgfältigen Angaben des für Mecklenburg ebenso wie für andere deutsche Landschaften neu aufgelegten „Dehio“⁷⁾, des altbewährten Handbuches für die deutschen Kunstdenkmäler.

Was an mecklenburgischen Füntē aus Granit oder Sandstein im folgenden genannt werden kann, ist wenig an Zahl und kunstgeschichtlichem Gehalt im Vergleich zu dem, was andere deutsche Landschaften zu bieten haben. An den Reichtum romanischer Taufsteine, die Sauer mann für Schleswig-Holstein auführen kann, reicht Mecklenburg nicht im entferntesten heran, in der Anzahl nicht, und vor allem nicht in dem Reichtum der Gestaltung und Formgebung. Mit Vorpommern, dem es ja landschaftlich und kulturgeschichtlich auch näher verwandt ist, kann Mecklenburg sich aber durchaus messen. Man darf sagen, je weiter wir nach Westen schauen, um so größer wird der Abstand. Den größten Reichtum an mittelalterlichen Taufsteinen kann unter den

¹⁾ Füntē von lat. fons ist der in Niederdeutschland gebräuchliche Ausdruck für Taufstein.

²⁾ Ernst Sauer mann, Die mittelalterlichen Taufsteine der Provinz Schleswig-Holstein. Lübeck 1904.

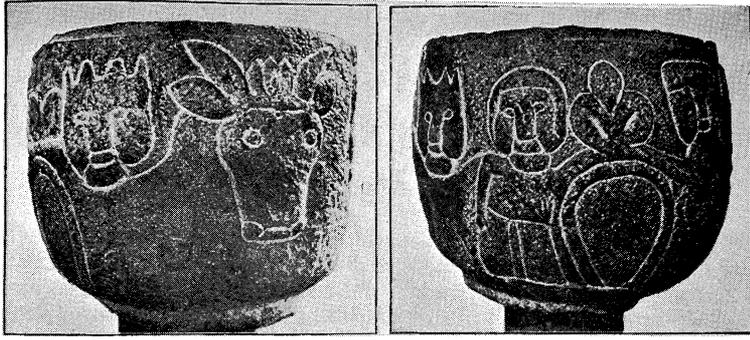
³⁾ Annemarie Mehnert, Die mittelalterlichen Taufsteine Vorpommerns. Dissertation Greifswald 1934.

⁴⁾ A. M. Baalk, Die mittelalterlichen Taufsteine in Mecklenburg-Schwerin. „Eine vorläufige Feststellung“, so heißt es in der Überschrift. Eine endgültige ist aber m. W. nicht erschienen.

⁵⁾ Friedrich Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Bd. I—V. Schwerin 1896 ff.

⁶⁾ Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Hsg. von Georg Krüger-Haye. Neubrandenburg 1921—1934.

⁷⁾ Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Neubearbeitung durch die Arbeitsstelle für Kunstgeschichte bei der deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Die Bezirke Neubrandenburg, Rostock, Schwerin. Berlin 1968.



Taufstein in Gielow

deutschen Landschaften das Rheinland aufweisen⁸⁾. Unter den außerdeutschen Ländern steht nach der Übersicht, die Georg Pudelko gegeben hat, Frankreich und Belgien, daneben England und Schweden voran⁹⁾.

Dieses Fehlen von Taufsteinen des 12. und 13. Jahrhunderts in Mecklenburg entspricht der geringen Zahl der übrigen kirchlichen Ausstattungsgegenstände dieser Zeit im Lande. Das kann um so mehr auffallen, als in der kirchlichen Architektur der Zeit Mecklenburg mit seinen Domen in Ratzeburg, Schwerin und Güstrow, mit seinen stattlichen Stadtkirchen frühgotischer Zeit und der großen Zahl der Landkirchen im Übergangsstil einen beachtlichen Platz unter den deutschen Landschaften einnimmt. An protestantischer Gleichgültigkeit gegenüber dem überkommenen Kirchenschmuck kann dieser Mangel gewiß nicht allein liegen; aus der Zeit der Spätgotik ist ja genug an kirchlichen Ausstattungsgegenständen in unseren Kirchen vorhanden. Vieles ist gewiß achtlos vernichtet im Lauf der Jahrhunderte, aber der Bestand war doch immer gering an Zahl und Qualität. Es war eben die Zeit der Kolonisation, um die es sich hier handelt, die ganz andere Aufgaben in den Vordergrund rückte als die Beschaffung von kirchlichen Ausstattungsgegenständen. Feste Kirchenbauten zu errichten, war eine wichtige Aufgabe, schon deswegen, weil sie gegebenenfalls auch Verteidigungszwecken dienen konnten. Für die Beschaffung künstlerischer Ausstattungsgegenstände jedoch fehlten noch lange Mittel und Kräfte. Im 14. Jahrhundert änderten sich die Verhältnisse offensichtlich. Es entstanden jetzt, nicht bloß in den reichen Handelsstädten der Ostseeküste, sondern auch in kleineren Landstädten die schönen Bronzefünten, die sich mit denen jedes anderen Landes messen können. Die mecklenburgischen Steinfünten des 13. Jahrhunderts sind dagegen kaum als Kunstwerke anzusprechen, sondern als kirchliche Gebrauchsgegenstände einer Kolonisations- und Missionskirche. Sie sollten der christlichen Taufe dienen, zugleich aber auch die des Lesens unkundige Gemeinde predigend ansprechen. Das wurde im vorhergehenden Abschnitt aufgezeigt im Hinblick auf die Masken und tierischen Ungeheuer an den Fünten. Sie sollten die Gemeinde ebenso schrecken wie das Taufwasser schützen. Es ist somit ein Bildschmuck, der sich an eine noch tief in abergläubischen Vorstellungen stehende Gemeinde wendet. Das wird im weiteren Verlauf des 13. Jahrhunderts anders. Volkstümliche, abergläubische Vorstellungen werden jetzt durch allgemein verständliche christliche Motive als Schmuck der Taufsteine zurückgedrängt. Als Schmuck findet sich jetzt das Bild des Gekreuzigten, die 12 Apostel usw. Die urchümlichen Zeichen, die von der Gemeinde nun nicht mehr voll verstanden werden, werden trotzdem oft beibehalten, aber rational umgedeutet: aus den apotropäischen Masken werden Gestalten, die den Taufkessel

⁸⁾ Walter Zimmermann, Romanische Taufsteine am Niederrhein. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein Heft 155. Düsseldorf 1954.

⁹⁾ Georg Pudelko, Romanische Taufsteine. Berlin 1932.

tragen, die Ungeheuer wie die auf der Freudenstädter Taufe verlieren ihre urtümliche Kraft und werden zum Ausdruck einer auf das Alte Testament zurückgehenden Symbolik. Das wird weiterhin auch an den mecklenburgischen Taufsteinen der Zeit aufzuzeigen sein.

Die Form und Größe der Taufsteine, die hier besprochen werden sollen, ist ziemlich gleichbleibend. Im Gegensatz zu den reich gestalteten, aus dem Maasgebiet stammenden Taufsteinen am Niederrhein mit fünf oder mehr Stützen (auch nach Schleswig-Holstein exportiert) finden wir in den mecklenburgischen Kirchen ausschließlich Fünten in der einfachen Pokalform mit den drei Teilen Fuß, Stütze und Kessel. Das ist die Form, die sich im 12. Jahrhundert entwickelt hatte, als der Taufakt an Stelle des frühchristlichen Untertauchens auf ein bloßes Begießen beschränkt wurde. Das Becken konnte somit verkleinert werden und gewann die seitdem allgemein gebräuchliche Form. Die ursprüngliche Form der Fünfte wird der vom Faß hergeleitete zylindrische Taufstein gewesen sein. Wir finden einen solchen in sehr primitiver Gestalt in Mecklenburg noch in Dahlen¹⁰⁾. In ähnlichen Behältern, allerdings aus Holz, taufte Otto von Bamberg 1124 die Pommern bei Pyritz, indem er große Fässer mit Wasser in die Erde graben ließ, mit einem Vorhang darum, hinter dem die Taufe vollzogen wurde¹¹⁾. Einfacher verfuhr die Sage nach Heinrich der Löwe, der bei Niklots Burg Dobin am Nordende des Schweriner Sees die Wenden scharenweise ins Wasser der „Döpe“ treiben und sie dort taufen ließ. Nach Auffinden des alten Taufsteins in der „Döpe“ (Abb. Heft 1974 S. 123 dieser Ztschr.) wurde die Sage dahin geändert, daß die Zwangstaufe in diesem Taufgestein stattgefunden habe, der daraufhin von den erbitterten Wenden in den See gestürzt wurde¹²⁾.

Bei der gleichbleibenden Form ist die Entstehungszeit der Steinfünten meist schwer zu bestimmen, wenn nicht Bildwerke irgendwelcher Art die zeitliche Festlegung ermöglichen. Gelegentlich mag der Taufstein aus der Zeit des Kirchenbaus stammen (z. B. Steffenshagen). Aber ein urkundlicher Nachweis darüber ist natürlich nirgends vorhanden. Einen gewissen Anhalt für die Zeit der Entstehung gibt das verwendete Material. Wir können im ganzen norddeutschen Raum unterscheiden zwischen Taufen aus Granit und solchen aus fremdländischen, meist gotländischem Sandstein. Die ersten sind wohl immer einheimische Arbeiten, ihr Material lag ja in den Findlingen reichlich bereit. Die Sandsteinfünten werden entweder fertig bearbeitet eingeführt sein oder in unbearbeitetem Stein. Die sehr oft roh gearbeiteten Granitfünten werden die älteren sein und sollen daher im folgenden vorangestellt werden.

An den Anfang soll wieder die Kirche in *Steffenshagen* bei Kröpelin gestellt werden, die schon oben im Hinblick auf den eigentümlichen Schmuck des äußeren Chorraums hervorgehoben wurde. „An der Granitkuppe“, so schreibt Günter Gloede¹³⁾, als früherer Pastor von Steffenshagen ein vortrefflicher Kenner des Baus, „sind 11 Gesichter und Kreuzigung Christi (in langem Königsmantel), am Fuß zwei Doppelgesichter mit Sphinxleib und Krallentatzen. Die Gesichter sind durch Bandornamentik miteinander und dem Gekreuzigten verbunden, eines mit Spitzohren und Satanshörnern deutet auf den Verräter Judas hin. Die Lilie als Heilszeichen findet sich klein über dem Kreuzende und dreimal am Fuß der Fünfte zwischen den Dämonengestalten.“ Gloede setzt die Entstehung der Fünfte um 1190 an, als gleichzeitig mit der aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts stammenden Kirche. Dazu paßt der Gekreuzigte in langem Gewand, wie ihn die Kunst der Hochromanik kennt (so früher in der Nikolaikirche in Rostock; Abb. Inv. Bd. I S. 154). Die Gesichter verkörpern Gestalten, die mit dem Gekreuzigten und miteinander verbunden sind, wohl die Apostel. Das

¹⁰⁾ Inv. Meckl.-Strelitz I, 3 S. 76.

¹¹⁾ E. Otte, Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie I S. 304.

¹²⁾ G. J. F. Lisch, Die Burg Dobin und die Döpe. In Jhb. des Vereins für meckl. Geschichte 1840.

¹³⁾ Günter Gloede, Kirchen im Küstenwind. Berlin 1970 S. 130.

zeigt die Bandornamentik, die sie miteinander und dem Gekreuzigten verbindet. Die Welt der Dämonen, die draußen an der Chorwand in den Glasurziegeln der Gemeinde vor Augen gestellt wurde, wird hier durch die zwei Monstren am Fuß des Taufsteins verkörpert. Mögen sie draußen, außerhalb des Gotteshauses noch immerhin um Eingang kämpfen, hier drinnen haben sie ihre Gewalt verloren. Das zeigen die zwischen den Monstren stehenden Lilien, das Zeichen der siegenden Kirche.

Nur in Bruchstücken vorhanden ist der ehemalige Taufstein in dem nahe gelegenen Neuburg, das eine der ältesten und gewaltigsten Landkirchen Mecklenburgs besitzt. Lisch hat einige Reste des Taufsteins 1855 bergen und in das Schweriner Museum bringen können. Er berichtet darüber in dem Jahrbuch des Mecklb. Geschichts- und Altertumsvereins von 1855: „In neuester Zeit wurden beim Bau des Schulhauses aus den alten Fundamenten große Stücke der Seitenwände dieses Beckens ausgegraben, und da sie nicht recht paßten, von den Arbeitern in kleine Stücke zerschlagen und diese teils wieder vermauert, teils zu einem Haufen von Pflastersteinen an der Dorfstraße geworfen. Hier fand ich im Herbst 1855 noch vier größere Stücke, etwa eine Spanne hoch, einige Spannen breit und etwa einen halben Fuß dick, nach innen ausgehöhlt. Das Becken ist sehr alt und sehr kunstvoll bearbeitet, vielleicht das kunstvollste im Lande. Soviel sich noch erkennen läßt, war das Becken sehr groß und achteckig, gradwandig und ganz mit Verzierungen bedeckt. An den Ecken stehen runde Pilaster, auf jeder der Ecken steht eine Nische, welche mit einem Brillantstabe eingefast ist. In jeder Nische steht eine Heiligenfigur in gleicher Fläche mit der Seite, nur durch eingegrabene Linien gezeichnet, auf vertieftem Grunde. Der Taufstein, vielleicht ein kostbares Kirchengesetz des Fürsten Johann des Theologen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, als seine Gemahlin Luitgard noch häufig in Neuburg residierte.“

Gut erhalten ist dagegen die Steinfünfte in Lichtenhagen, ebenfalls nahe bei Steffenshagen gelegen. Eigentümlich und vielleicht einzigartig ist das Zick-Zackmuster auf dem Becken. Es wird getragen von 6 betenden Gestalten in langem Taufhemd mit betend zusammengelegten Händen. Eine trägt in einer Hülle in Kind vor sich¹⁵⁾. Vielleicht ist hierin eine Aufforderung an die Gemeinde zu sehen, sich betend dem Sakrament zu nähern. Der Taufstein würde danach in jüngere Zeit zu setzen sein als der in Steffenshagen, der noch heidnisch-mythische Vorstellungen zeigt.

Dasselbe gilt von fünf granitenen Taufsteinen im Osten des Landes. Es sind die Fünften von Gielow bei Malchin, Rühlow bei Neubrandenburg, Dahlen, Liepen und Neetzka, ebenfalls in der Nähe Neubrandenburgs. Sie zeigen alle ausgesprochen christliche Symbolik, aber in sehr primitiver Form. Wenn es gilt, daß die Taufsteine um so älter sind, je mehr sie volkstümlich-heidnische Anklänge in den Bildern enthalten, werden sie jüngeren Ursprungs sein, also nicht vor Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Die Taufsteine, die bisher besprochen wurden, stehen in der Nähe des Klosters Doberan. Die künstlerischen Leistungen der Klosterbrüder mögen sich in ihnen widerspiegeln. Demgegenüber sind die im Osten des Landes stehenden Steine sehr grob gearbeitet.

Die Taufsteine von Gielow und Rühlow mögen zusammengenommen werden, sowohl wegen ihrer Form als auch im Hinblick auf ihren Bildschmuck. A. Mehnert stellt sie dem Taufstein in dem nahegelegenen Treptow (Altentreptow) an die Seite¹⁶⁾. Ob es berechtigt ist, wie es hier geschieht, sie demselben Meister oder dessen Mitarbeiter zuzuschreiben, erscheint indessen fraglich. Auffallend ist bei beiden Steinen, daß sie keinen ausgearbeiteten Standsockel haben, also wohl unmittelbar auf dem Boden standen. So auch heute noch bei der verwandten Fünfte in Altentreptow. Zu beachten ist auch die klobige Form, neben der die Taufsteine in Steffenshagen und Lichtenhagen leichter wirken. In Gielow (Abb.) wechseln auf der oberen Hälfte der Kupa Köpfe

¹⁴⁾ Meckl. Jahrbuch XXI S. 274.

¹⁵⁾ Nach G. Gloede, a. a. O. S. 125. Ebenso Dehio a. a. O. S. 80.

¹⁶⁾ a. a. O. S. 46.



Taufstein aus Rühlow, jetzt in Neustrelitz

mit Lilien ab, verbunden sind sie durch eine Wellenlinie. Zwei der Köpfe sind gekrönt. Den unteren Teil des Beckens nehmen großformige Ringbildungen ein (Schlie spricht von Blättern). An einer Stelle setzt sich der Kopf als ganze, unbedeckte Gestalt fort. Sollte damit der nackte Täufling, der hier zur Taufe gebracht wird, dargestellt sein? Der Täufling ist ja anscheinend auch auf der etwa gleichaltrigen Fünfte in Lichtenhagen dargestellt. Der auffallendste Bildschmuck des Gielower Taufsteins ist aber das eindrucksvoll aus dem Stein herausgearbeitete Wappenbild, der „Stier von Werle“. Eine schöne Großaufnahme davon findet sich bei G. Holtz, Kirchen auf dem Lande S. 170. Alles, was die Gielower Fünfte an Bildschmuck aufzeigt, sind ausgesprochen christliche Symbole bzw. Zeichen des christlich gewordenen Landes. Sie sollen vom Sieg des neuen Glaubens künden. Das gilt sowohl von den Lilien, dem Zeichen der siegenden Kirche, wie von dem Wappen des christlichen Herrschers, vielleicht auch von den gekrönten Masken, die noch an die alte Dämonenabwehr erinnern (oder sollen sie Heilige darstellen, die als Märtyrer gekrönt sind?), und auch von den Blättern, die möglicherweise auf den Baum des Lebens hinweisen sollen.

Der frühere Taufstein von Rühlow steht jetzt in dem Schloßgarten von Neustrelitz (Abb.). Auf dem Kessel sind fünf Köpfe eingearbeitet, ähnlich dem von Gielow. Sie sind durch Lilien voneinander getrennt. Einmal steht anstelle der Lilie ein kleiner Kopf. Sollte er, wie in Gielow vermutet wurde, ein Hinweis auf den Täufling sein? Der auffallendste Bildschmuck an der Rühlower Fünfte ist eine Christusgestalt mit Kreuzzeichen und langem Gewand bekleidet, die Füße nebeneinanderstehend. Die Gestalten zur Seite mögen Maria und Johannes darstellen. Die offenbar weibliche Gestalt berührt mit der linken Hand den Fuß des Gekreuzigten. Auch der Kopf neben dem Gekreuzigten . . . Hochromanik auf.

Wir müssen den Stein somit wohl frühestens in die Mitte des 13. Jahrhunderts datieren.

¹⁷⁾ v. Quast, Der Taufstein zu Treptow a. T. Balt. Stud. Bd. XIV (1850) S. 97 ff.

Drei weitere granitene Taufsteine aus dem Strelitzer Lande seien kurz erwähnt: in Neetzka ¹⁸⁾, Dahlen und Liepen. Diese Aufzählung mag gleichzeitig ein Hinweis auf die Abfolge der Entstehungszeit sein. Der Taufstein von Neetzka hat eine halbkugelige Kupa, die von einem Sockel mit stark herausgearbeitetem Wulst getragen wird. Er wirkt ähnlich klobig wie die von Gielow und Rühlow. Die Schmuckformen sind nicht plastisch herausgearbeitet, sondern mit etwa 1 cm breiten Rillen in den Stein eingegraben. Am oberen Rand befindet sich eine gleichfalls eingeritzte Zick-Zacklinie. Ähnlich waren anscheinend die Schmuckformen auf dem zerstörten Taufstein von Neuburg, den Lisch 1855 dort auffand. Unter der oberen Abschlußlinie befinden sich 6 stilisierte Löwenköpfe, bei denen die Halslinien halbkreisförmig zu dem nächsten überführen. Zwischen den Köpfen sind Lilien in den Stein geschlagen. Das Ganze zeigt also wieder christliche Symbolik: der Löwe, der die Macht Christi verkörpert, daneben die Lilie als Zeichen der siedenden Kirche.

Der wohl jüngste Stein unter den hier zusammengestellten stand in Liepen vor dem ehemaligen Gutshaus. Er gehört vermutlich schon in den Anfang des 14. Jahrhunderts und ist mit dem von Neetzka verwandt, da der Schmuck des Kessels in der gleichen Technik (eingeritzte Linie) ausgeführt ist. Der Fuß weist mit dem Strickornament noch in eine Zeit zurück, wo die Dämonen gefürchtet wurden. Das wird indessen jetzt kaum noch bewußt gewesen sein. Die steile Kupa ist mit Spitzbogenarkaden geschmückt, die durch Säulen mit angedeuteten Kapitellen gebildet sind. In den so entstehenden Feldern sind nachstehende Darstellungen eingegraben: 1. Kreuz, 2. ein nach rechts gewandter Phönix, 3. heraldische Lilie, 4. männlicher Kopf mit dreieckigem Spitzbart und lang herabwallendem Haupthaar, 5. kreisrunder Kopf mit fünf Kugelspitzen auf der Krone, 6. „Fischweibchen“, die linke Hand nach oben erhoben, die rechte abwärts zum Körper gebogen, der Leib in zwei aufgebogene spitze Schwänze geteilt, 7. Kopf frontal, kahl, eingezogene Backen, 8. ovaler Kopf mit Spitzbart. Eine graphische Abwicklung dieser Bilderfolge gibt das Inventar ¹⁹⁾. Das ist eine merkwürdige Aneinanderreihung christlicher und heidnischer Symbole, so daß man nur vermuten kann, daß es dem Steinmetz selbst nicht klar war, was seine Einritzungen bedeuteten. Wie kann der Phönix, das Sinnbild der sich selbst erneuernden Sonnenkraft, und das „Fischweibchen“, die antike Sirene, Menschenvogel mit Vogelleib und Fischschwanz, neben dem Kreuz und der Lilie stehen ²⁰⁾? Die vier Köpfe, die daneben eingeritzt sind, mögen Erinnerungen an die Dämonen schreckenden Masken auf älteren Taufsteinen sein. Vielleicht hatte der Steinmetz ein Vorlagebuch vor Augen, aus dem er in willkürlicher Reihenfolge die Bilder seiner Arbeit entnahm.

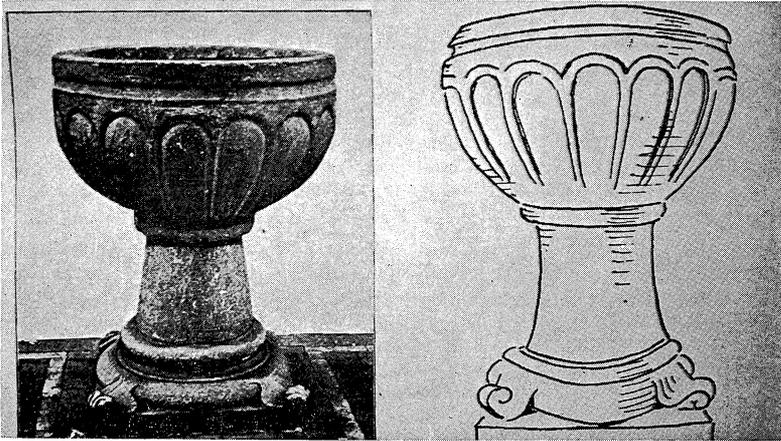
Die walzenförmige Fünfe von Dahlen wurde oben schon erwähnt als Urbild der Taufsteine. Das Inventar gibt von dem roh bearbeiteten, offenbar unfertigen Stein nachstehende Beschreibung: „Vor der Kirche steht eine Fünfe, in einen unregelmäßigen, nach unten verzüngten Granitblock eingehauen . . . An zwei gegenüberliegenden Seiten ist — in Reliefplastik vorstehend — auf der einen Seite eine stehende menschliche Figur mit Kreuzstab und der Siegesfahne in der rechten Hand, auf der anderen Seite nur ein Brustbild. Zwei Symbole sind neben den Figuren angebracht: lateinisches Kreuz und heraldische Lilie. Außer den erhabenen Figuren sind alle Ornamente vertieft ²¹⁾.“ Die Deutung der Darstellung ist schwierig. Sollte die offenbar nackte menschliche Figur mit der Siegesfahne in der Hand etwa wieder den Täufling darstellen, wie es bei dem Taufstein in Gielow vermutet wurde? Heidnische Reminiscenzen sind an dem Stein nicht vorhanden.

¹⁸⁾ Ich habe ihn vor einigen Jahren in der zur Parochie gehörigen Kirche zu Kublanck, dem Pfarrort, stehen gesehen.

¹⁹⁾ Inv. Meckl.-Strel. I,3 S. 156.

²⁰⁾ Eine ähnliche Aneinanderreihung von heidnischen Symbolen und christlichen Motiven, hier allerdings wohlüberlegt und biblisch begründet, zeigt der Taufstein zu Rusby, Kr. Flensburg, Sauer mann, a. a. O. S. 47.

²¹⁾ Inv. Meckl.-Strel. I,3 S. 76.



Taufstein in Grevesmühlen, daneben Zeichnung eines gotländischen Taufsteins aus Marebo

III. Granittaufen ohne Bildschmuck

Bisher sind zwei Gruppen von Steintaufen aufgeführt, beide mit Bildwerk versehen: Zunächst die Gruppe der mit vier Köpfen (Masken) geschmückten Taufsteine, sodann die im wesentlichen mit christlicher Symbolik geschmückten Steine. Nun soll als dritte Gruppe granitener Taufsteine die folgen, die keinerlei Bildwerk aufweist. Dabei mag vorausgeschickt werden, daß es keineswegs immer sicher ist, das betreffende Material als Granit anzusprechen. Die Steine sind gelegentlich später mit Ölfarbe überstrichen; einem Laien wird es ohnehin nicht leicht sein, das bearbeitete Material eindeutig zu bestimmen. In den beiden Inventarwerken ist oft nur von „steinerner Fünfte“ die Rede, in anderen Fällen wird von Granittaufen gesprochen, während manche Betrachter denselben Stein als „Kalkstein“ bearbeitet bezeichnen. So etwa in Eickelberg, Hohen Sprenz und Groß-Methling. Eine Datierung dieser Taufsteine wird mit noch größerer Zurückhaltung erfolgen müssen als bisher. Man wird sie wohl meist der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zuweisen können. Im allgemeinen wirken die ohne Bildschmuck bearbeiteten Fünter etwas leichter und gefälliger als die oft plumpen wuchtigen Steine, die bisher besprochen wurden. Der Steinmetz (oder darf man von Künstler sprechen?) mag gelegentlich einen aus dem leichter zu bearbeitenden Sandstein gefertigten Taufstein als Muster vor Augen gehabt haben. Das mag bei den Taufsteinen von Hohen Viecheln, Hohenkirchen (mit Köpfen), Klütze und St. Nikolai in Wismar der Fall sein.

Die Zahl der Granitfünter insgesamt ist in Mecklenburg sicher kleiner als die der importierten Sandsteinfünter. A. Mehnert gibt für das von ihr bearbeitete Gebiet (Vorpommern) 20 Granittaufen und 51 Kalksteintaufen an, Baalk zählt für Mecklenburg (auf Grund des Inventars) 8 Granittaufen und 20 Kalksteintaufen²²⁾. In einer weiteren Übersicht läßt er dann allerdings unter dem Gesichtspunkt: „Taufsteine, die im Inventar ohne weitere Angaben vermerkt werden“ noch eine Anzahl weiterer folgen. Auf Vollständigkeit der mecklenburgischen Steine soll jedenfalls die vorliegende Arbeit keinen Anspruch machen.

Die einfache Kelchform mit halbkugeligem Becken haben wir in einem schönen Stück in Biendorf bei Neubukow²³⁾. Weitere stehen in Cramon bei Schwe-

²²⁾ a. a. O. S. 122. Nur für Meckl.-Schwerin.

²³⁾ Abb. s. R. Beltz, Alter Taufstein von Biendorf. In Zeitschrift des Heimatbundes von Mecklenburg. Jahrg. 10 (1915) S. 58.

rin, Kirch Kogel Kr. Güstrow und Groß Tessin bei Neukloster. Von ihnen zeigt der Stein in Kirch Kogel eine besonders schwere, wuchtige Kupa, das Inventar nennt ihn „ein prächtiges Stück“. Als zweite Gruppe mögen die Taufsteine genannt werden, deren Kupa arkadenförmig mit rundbogigen Blenden aufgeteilt ist. Bei Neubukow ist die Verwandtschaft mit gotländischen Taufsteinen offensichtlich. Zu nennen wäre hier der Taufstein aus der Kirche in Thelkow bei Tessin, Russow bei Neubukow und dem benachbarten Rerik. Fuß und Sockel sind rund aus besonderen Stücken gearbeitet (Thelkow) mit abschließendem Wulst. Zu einer dritten Gruppe, ebenfalls in die 2. Hälfte des Jahrhunderts zu datieren, mögen die Taufsteine in Döbbersen Kr. Hagenow und Retgen Dorf bei Schwerin gerechnet werden. In Döbbersen sind Fuß, Schaft und Kessel achteckig, also dem zerstörten Stein von Neuburg verwandt. Das wäre eine reichere Form, die sorgfältigere Arbeit voraussetzt. Als Beispiele einer letzten Gruppe mögen die Taufsteine in Witzin Kr. Sternberg und Sandhagen Kr. Friedland genannt werden. Abweichend zeigen sie, wie der oben genannte Stein in Dahlen, nicht die übliche Kelchform, sondern sind walzenförmig gearbeitet. Der Taufstein in Witzin hat große Ausmaße, es muß schon ein gewaltiger Findling gewesen sein, aus dem er gearbeitet wurde.

Bei der Übersicht, die im Vorhergehenden für die Granitfünften gegeben wurde, fällt auf, daß die Mehrzahl sich in den Kirchen Nord- und Westmecklenburgs befindet. Das entspricht dem Lauf der Kolonisation im Lande und der Kirchengründung, die den Westen und den Norden des Landes früher erfaßte als den Süden und den Südosten. Der Verlauf der Kolonisation war in diesen von Brandenburg aus besiedelten Gebieten bekanntlich ein anderer und brachte auch andere Art der Kirchengründung mit sich.

IV. Kalksteintaufen in mecklenburgischen Kirchen

In einem letzten Teil dieser Übersicht über mittelalterliche Taufsteine in Mecklenburg seien die aus Kalkstein gearbeiteten genannt. Es sind meist Fünften ohne bildliche Darstellungen. Nur die vier Köpfe, von denen wir ausgingen, finden sich auf ihnen gelegentlich. In ihrer Gesamtform sind diese Fünften oft gefälliger gegliedert, wie es das leichter zu behandelnde Material mit sich brachte. Daß diese Steintaufen von den aus Granit gearbeiteten nicht immer leicht zu unterscheiden sind und oft mit ihnen verwechselt werden, ist oben bereits gesagt. Die Angaben der beiden mecklenburgischen Inventare über das Material der Fünften sind daher nicht immer zuverlässig. Baalk legt in der oben genannten Zusammenstellung besonderes Gewicht auf die Unterscheidung des Materials. Wie schwer es aber im Einzelfall ist, Granitfünften sicher von Kalksteinfünften zu unterscheiden, zeigt die Aufzählung von Oberbaurat Pries, der doch wohl als Fachmann gelten muß²⁴⁾, die sich in keiner Weise mit der von A. Mehnert deckt.

Der Kalkstein, aus dem diese Fünften gearbeitet sind, verweist sie nach Gotland als Ursprungsland. Ob sie von dort als Fertigware importiert wurden, oder ob nur das Rohmaterial ausgeführt wurde, und dieses dann in der Gegend, in der die Fünfte ihren Platz haben sollte, bearbeitet wurde, ist schwer zu entscheiden. Im allgemeinen wird ersteres der Fall gewesen sein. Der Mittelpunkt des Exports der gotländischen Kalksteinfünften, wohl auch Zentrum der Bearbeitung, war im 12. und 13. Jahrhundert Wisby, der Hauptort der Insel. Es nimmt im norddeutschen Raum eine ähnliche Stellung ein bei der Herstellung und dem Vertrieb von Steinfünften wie für das Maasgebiet Namur als Mittelpunkt im Westen. Zur Geschichte Wisbys im Mittelalter schreibt A. Mehnert²⁵⁾: „1288 kam Gotland unter schwedische Herrschaft, und Wisby mußte

²⁴⁾ J. Fr. Pries, Die Baudenkmäler in Meckl.-Schwerin. In Mecklenburg, ein Heimatbuch. Wismar 1925 S. 177.

²⁵⁾ a. a. O. S. 10.



Taufstein aus dem Dom in Güstrow (Fuß neu)

sich wegen des Baus der Stadtmauer auf die Klage der Landbevölkerung hin verantworten. Welche bedeutende Stellung die Stadt im Kreis der handeltreibenden Ostseestädte einnahm, beweist, daß sie bei dieser Gelegenheit die Bürgerschaft von Lübeck, Rostock, Greifswald, Stralsund und Riga versprechen konnte. Heute zeugen elf stattliche Kirchenruinen, in der Hauptsache aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, und die fast vollkommen erhaltene Stadtmauer, nicht zu vergessen die große Menge an Holzplastiken des 13. Jahrhunderts, von der Höhe der Kultur und dem Reichtum, der zu dieser Zeit in der Stadt herrschte.“ Eine umfangreiche Bearbeitung der gotländischen Steinmetzkunst des 12. und 13. Jahrhunderts hat J. Roosval unter dem Titel „Die Steinmeister Gotlands“ 1918 vorgenommen. Roosval spricht im Hinblick auf die Ausfuhr von Steinfünften im 13. Jahrhundert von einer geradezu „großindustriellen Expansion“²⁶⁾.

Wenn im folgenden noch einige Kalksteintaufen in mecklenburgischen Kirchen genannt werden sollen, so können es nur Hinweise sein, die den gesamten Bestand keinesfalls erfassen können. Sie werden alle dem 13. Jahrhundert, wohl eher der Mitte und der zweiten Hälfte als dem Anfang angehören. A. Mehnert wird recht haben, wenn sie schreibt²⁷⁾: „Mit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist für lange Zeit die rein architektonische, durch figurlichen Schmuck kaum oder gar nicht beeinträchtigte Form der Regel.“ Und weiter: „Die Kargheit und Magerkeit entspricht dem Charakter der Hochgotik um 1300.“ Sie steht in deutlichem Gegensatz zu der Dekorations- und Schmuckfreude des früheren 13. Jahrhunderts.

A. Mehnert teilt die Kalksteinfünften Vorpommerns in 6 Gruppen ein, je nachdem sich die Felder der halbkugeligen Kupa mit arkadenartiger Dekoration oben rundbogig, spitzbogig oder in spitzen Kleeblattbogen schließen, bzw. ob die Kupa ganz undekoriert bleibt. Nach den gleichen Gesichtspunkten können wir auch die mecklenburgischen Taufsteine der gotländischen Importe ordnen.

²⁶⁾ zitiert nach Baalk, a. a. O. S. 119.

²⁷⁾ A. Mehnert a. a. O. S. 21. Die Abb. ist aus Baalk S. 120 entnommen.

Zu der Gruppe B 1 bei A. Mehnert (rundbogiger Arkadenabschluß) sind die Taufsteine in Grevesmühlen, Damshagen, Elmenhorst (beide Kr. Grevesmühlen) und in Eickelberg bei Bützow zu rechnen. Sie haben ihre Vorform in gotländischen Fünten: „Der in Grevesmühlen gleicht dem in Gotland geliebtenen Stück in Marebo wie ein Bruder“, schreibt A. Mehnert (Abb.). „Man möchte annehmen, derselbe Meister habe sie angefertigt. Jedenfalls hat der eine bei der Herstellung des andern als Muster gedient.“ Die halbkugelige Kuppel ist mit rundbogig geschlossenen Arkaden bedeckt, 16 an der Zahl, ohne daß die aufsteigenden Streben durch Kapitelle unterbrochen wären. Der Sockel wirkt wuchtig und ist durch einen Wulst vom Fuß abgesetzt. In Grevesmühlen steht die abschließende Rundplatte auf einem quadratischen Untersatz, die beide durch vier Eckblätter miteinander verbunden sind. Hierher wird auch die romanische Fünfte in St. Nikolai in Röbel gehören, von der Lisch im Meckl. Jahrbuch 1854 schreibt: „Mit Architektur im Rundbogenstil verziert. Am Rande eine vortreffliche Verzierung von Weinlaub in demselben Stil ²⁸⁾.“

Zu der vorpommerschen Gruppe B 2 (Vierpaßform der Kuppel) sind die Taufsteine in Proseken bei Wismar und Groß Brütz bei Schwerin zu rechnen. Die in scharfe Grate eingezogene Kuppel ist wie bei der vorgenannten Gruppe durch Rundbogengliederung aufgelockert. Die Fünten dieses Typs weisen oft die bei den Granitfünten besprochenen 4 Köpfe auf. Schwedische Taufsteine zeigen, sie ebenso oft wie mecklenburgische.

Zu einer dritten Gruppe, die durch Spitzbogenabschluß in den Arkaden gekennzeichnet ist, als mecklenburgisches Stück der Taufstein in Vietlücke bei Gadebusch zu rechnen. Ein besonders schönes und großes Stück dieser Art stand früher im Dom zu Lübeck, jetzt im Museum daselbst. Man wird auch den Taufstein von Sülze hierher rechnen können; die Angabe Schlies „aus Granit“ wird wie so oft nicht stimmen. Auch für Schweden weiß A. Mehnert eine Reihe gleicher Fünten zu nennen. Die Vietlücke ist oben abgeschliffen. So sind die Spitzbogen stärker an den Rand gerückt. Auf diese Weise sollte Platz geschaffen werden für das schöne Bronzebecken von 1697. Die Stege der Spitzbogenarkaden sind im Unterschied zu der vorgenannten Gruppe kapitellartig von den Bogen getrennt.

Die Fünten einer weiteren Gruppe sind gekennzeichnet durch spitzbogige Kleeblattbögen. Sie sitzen auf meist sorgfältig gearbeiteten Rosetten als Kämpfer auf. Zwischen den Zwickeln sind abwechselnd Drei- und Vierpaß-Schmuckformen eingegraben. Eine solche Fünfte besitzt der Dom zu Güstrow (Abb.), eine weitere steht in der Stadtkirche zu Teterow. Lisch nennt sie „eine der schönsten im Lande ²⁹⁾.“ Von Landkirchen sei der Taufstein von Wustrow bei Ribnitz genannt. Über ihn gibt das Inventar folgende Beschreibung ³⁰⁾: „Vom Mobiliar der alten Kirche ist noch der sehr beachtenswerte Taufstein mit einem Becken von 1 m Durchmesser vorhanden, dessen Außenseite eine Verzierung von frühgotischen Drei- und Vierpässen zwischen Kleeblattbögen aufweist, die als Abschluß von Rundfalten angebracht sind.“

Als eine letzte Gruppe von Taufsteinen, die nach Mecklenburg ausgeführt wurde, oder die hier zu Lande aus gotländischem Material gearbeitet sind, sind kleine Steine mit ganz schmuckloser halbkugeliger Schale zu nennen. Im Inventar werden sie nicht immer aufgeführt sein. Ein solcher Stein stand zu meiner Amtszeit vor dem Pfarrhaus in Börzow bei Grevesmühlen. A. Mehnert nennt weitere in Goldebe, Groß Tessin und Zehna. Zu diesen Taufsteinen werden auch viele von denen gehören, die A. Baalk in einer abschließenden Zusammenstellung nennt. Es sind an Zahl 19, ohne die bereits vorher genannten. Baalk stellt sie unter die Überschrift: „Taufsteine, die im Inventar ohne nähere Angaben vermerkt sind.“

²⁸⁾ Jahrb. des Vereins für meckl. Gesch. usw. XIX S. 407.

²⁹⁾ ebenda XXVII (1862).

³⁰⁾ Bd. I S. 377.

Anm. Die Abb. in der vorstehenden Arbeit wurden aus nachstehenden Werken entnommen:

1. Taufstein in Rühlow aus: Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Meckl.-Strelitz Bd. I,3 S. 269.
2. Taufstein in Gielow aus: Kunst- und Geschichtsdenkmäler Meckl.-Schwerin Bd. V S. 151.
3. Taufstein in Grevesmühlen aus: Zeitschrift des meckl. Heimatbundes Jhg. 25 (1930) S. 120.
4. Taufstein in Güstrow, Dom aus: Kunst- und Geschichtsdenkmäler Meckl.-Schwerin Bd. III S. 209.

Die Abb. zu dem 1. Teil der Arbeit in Carolinum Sommer 1974 wurden entnommen aus:

Kunst- und Geschichtsdenkmäler Meckl.-Schwerin Bd. II S. 338 Taufstein aus der „Döpe“ und Formziegel von der Chorwand in Steffenshagen ebenda Bd. III s. 525.

Die Abb. des Taufsteins in Burg Stargard ist mit freundlicher Genehmigung der Evang. Verlagsanstalt, Berlin, entnommen aus: Gottfried Holtz, Kirchen auf dem Lande S. 100.

8. Caroliner-Treffen

vom 5. bis zum 7. September 1975

in Marburg
Kurhotel Ortenburg

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Das Lebensbild einer mecklenburgischen Biedermeier-Autorin

Gerd Lüpke

Vor fast 100 Jahren, am 12. Januar 1880, starb in Mainz eine der bekanntesten Schriftstellerinnen ihrer Zeit: die aus mecklenburgischem Uradel stammende Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine der farbigsten Frauenfiguren des Biedermeier. Am 22. Juni 1805 war sie im Herrenhaus von Tressow in Mecklenburg geboren worden; und es ist erstaunlich, was sie in den 75 Jahren ihres Lebens geleistet hat. Gegen die damals noch festgefügte Gesellschaft in Wort und Tat zu protestieren, Romane darüber zu schreiben, dem zu huldigen, was man schon fast freie Liebe nennen kann — ja, für die Gleichberechtigung der Frau einzutreten und schließlich sogar vom protestantischen zum katholischen Glauben überzuwechseln . . . das war für das vorige Jahrhundert unerhört. So war Ida Gräfin Hahn-Hahn eine Persönlichkeit, an der ihre Zeit nicht vorbeikam. Sie lebte allein und unbekümmert als „freie Aristokratin“ und setzte ihren harten Kopf gegen jede Kritik durch, die vor allem aus dem eigenen Stand kam. Unendlich viel hat diese Frau für die Gleichberechtigung der Frau getan. Das erkannte schon vor mehr als fünfzig Jahren der Literaturhistoriker Dr. Schurig, als er schrieb:

„Die Gräfin Hahn-Hahn marschiert in der Geschichte der abendländischen Frauenbewegung, zusammen mit George Sand, deren ‚Lelia‘ neben der ‚Corinna‘ der Madame de Stael ihr erstes literarisches Vorbild war, an der Spitze derer, die für die Gleichberechtigung und Freiheit der Frauen gekämpft haben. Sie ist dabei weitergegangen als fast alle anderen, indem sie die amtlich beglaubigte Ehe verworfen und mutig wie keine Dame ihres Jahrhunderts vor aller Welt und inmitten der Gesellschaft ihr kühnes Dogma auch in die erfolgreiche Tat umgesetzt hat.“

So war Gräfin Hahn-Hahn eine derjenigen Persönlichkeiten, die mit der Frauenemanzipation begannen. Aber nicht nur das! Dr. Schurig charakterisiert sie weiter — wenn auch im Stil der Jahre um 1920:

„Mit Recht hat sie sich eine Königin ihrer Zeit nennen dürfen. Sie war die berühmteste und gelesenste Schriftstellerin Deutschlands in den Jahren 1839 bis 1851. Und selbst, nachdem sie ihren Lorbeerkranz im Tempel Sankt Petri aufgehängt hatte und aus der profanen Welt geschieden war, in freiwilliger Entsagung, weil ihr hohes Erdenglück zerbrochen war, sind ihre Romane etwa noch ein Jahrzehnt in allen Kreisen viel gelesen worden. Hielt es doch trotz der Ereignisse von 1849 Julian Schmidt (um nur ein Beispiel herauszugreifen) in einer 1853 erschienenen ‚Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert‘ noch immer für angebracht, der Gräfin volle zwanzig Seiten zu widmen.“

Das „hohe Erdenglück“, das der Gräfin zerbrach, war der Tod ihres Freundes. Und der „Lorbeerkranz, den sie im Tempel Sankt Petri aufgehängt hatte“, bedeutet, daß sie schließlich keine weltlichen Romane mehr schrieb, sondern nur noch religiöse. Aber das war erst nach 1850. Vorher verfaßte sie eine lange Reihe von Erzählungen und Romanen — und sie selbst sagte darüber einmal zu dem Schriftsteller Baron von Sternberg:

„Ich will keine Schriftstellerin sein, was man so nennt. Ich schreibe meine Bücher, wie andere Leute spazieren gehen. Ich lege keinen Wert auf meine Schriften. Hätte ich etwas anderes gekannt und gehabt, was die Leere meines Daseins ausfüllt, ich hätte nicht zur Feder gegriffen.“

Das klingt vielleicht ein wenig seltsam, denn wohl jeder Autor liebäugelt doch mindestens ein ganz klein wenig mit dem Nachruhm. Die Gräfin jedoch unterbaut ihre Meinung (die sie später, wie wir noch sehen werden, ganz erheblich korrigiert) mit verschiedenen Partien in ihren Büchern. So schreibt sie in ihrem Roman „Sybille“ ein paar charakteristische und aufschlußreiche Sätze:

„Wer die Gegenwart beherrscht, indem er ihrer Gesinnung den entsprechenden Ausdruck leiht und die in ihr gährenden Elemente in eine klare feste Form gießt, die sich jedem Auge als das tausendmal geträumte Bild befreundet entgegenstellt; der ist der König seiner Zeit . . . Es ist gleichviel, ob eine spätere Zeit ihn dafür anerkennt, da ohnehin die frühere es nicht kann. Für eine Epoche ist der Mensch geboren, darum soll er sie erfüllen, wenn er es vermag. Der tote Nachruhm ferner Jahrhunderte beweist sehr häufig, daß der Berühmte seine Zeit und seine Mission nicht verstanden hat.“

Man muß ihr diese Philosophie wohl glauben, der Gräfin Hahn-Hahn. Sie war viel zu stolz, — bei all ihrem Dandytum, — als daß sie etwas gesagt hätte, was sie nicht so meinte. Dieser Charakterzug wirkte dann allerdings befremdend, vielleicht sogar de-couvrierend bei ihren Gedichten. Sie spielen zwar keine Hauptrolle in ihrem Gesamtwerk, immerhin erschien jedoch eine ganze Reihe von Gedichtbänden. Eines ihrer lyrischen Spätwerke heißt „Mein Leben“. Und, nun ja, es ist schon ein wenig eigenartig — nicht nur das Leben, auch das Gedicht.

Unbeachtet von der Menge,
ungesehen im Gedränge,
durch die Hand nicht zu erreichen;
aus den Wolken, von den Zweigen
wie die kleinen Vögel ziehen,
singend kommen, singend fliehen;
in des Lebens Sommernächten
Nachtigallensänge flechten;
trübe schwere graue Tage
lichten mit dem Finkenschlage;
Jubel, Freiheit, Freude krönen
mit den heiteren Lerchentönen;
fremdem Wunsch und fremder Frage
Stimme sein in Lust und Klage;
Schönheit mit dem Kranze zieren,
mit der Größe triumphieren;
durch das Dasein und die Zeiten
gleich den Waldhornklängen gleiten,
wenn sie nachts, im Wald, im Nachen,
die das Herzen erzittern machen
und wie Geistergruß verschweben:
das ist mein Leben!

Biedermeier von der unfreiwillig komischen Seite . . . Aber lassen wir zunächst die Gedichte, gehen wir einmal dem Leben der Gräfin nach. Sie kam, wie gesagt, aus einem der ältesten mecklenburgischen Adelsgeschlechter — aus einer der interessantesten Familien des Landes. Ihr Großvater war ein bekannter Mann auf dem Gebiet der Astronomie gewesen — einer der Dilettanten im guten Sinne, wie es sie damals noch

gab. Auf seinem Gut Tressow hatte der alte Erblandmarschall sich ein Observatorium eingerichtet — und ihm zu Ehren heißt ein Gebirge auf dem Mond „Hahngebirge“.

Nicht von diesem Gelehrten erbte die Gräfin jedoch ihren Hang zum exzentrischen Vagabundenleben, ihre wechselvollen Ansichten und Anschauungen — sondern von ihrem Vater, dem „Theatergrafen“. Dieser Graf Carl Hahn hat heute noch einen gewissen Namen. Nicht wegen der Bühnenstücke, die er schrieb, und die heute zu Recht vergessen sind — sondern wegen seiner Besessenheit für die Bühne. Nachdem er das Rittergut Remplin geerbt hatte, richtete er im Schloß ein Liebhabertheater ein, für die damals gewaltige Summe von sechzigtausend Talern. Daraufhin wurde er als 26jähriger schon unter Kuratel gestellt, mit einer Jahresrente von sechstausend Talern. Aber er tat auch weiterhin viel für das Theater. Er spielte sogar selbst in seinen Stücken, führte sie auf als Direktor einer wandernden Schauspielertruppe, die ganz und gar und sehr gut von ihm lebte — und im Jahre 1857 fand man ihn in Altona tot im Bett, nachdem er den Abend vorher noch Rollenbücher abgeschrieben hatte.

Immerhin: obwohl der Vater schuld daran hatte, daß seine Familie nur mit einem kleinen Fideikommiß zurückblieb, einem Teil des Besitzes also, der nicht verkauft werden durfte, erhielt die junge Ida Hahn eine gute, gediegene Erziehung. Verständlich ist jedoch, daß ihre Familie und vor allem die Zustände in ihrer Familie ihr Leben prägten. In den „Mecklenburgischen Monatsheften“ von 1930 kann man Genaueres darüber lesen:

„Wenn auch die phantastischen Eindrücke der die väterlichen Schlösser bevölkernden Schauspielgesellschaften zweifellos nicht wenig auf das empfängliche Gemüt des Kindes gewirkt haben mögen, so entwickelte sich doch auch gerade an den tragischen Ereignissen des Familienlebens ihr geistiges Urteilsvermögen auf eine Weise, die die verhängnisvolle väterliche Erbschaft viel eher in das Gegenteil umkehrte. Zweifellos erhält schon hier ihre spätere literarische Entwicklung unbewußt eine entscheidende Richtung. Ihr Erzählertalent soll schon frühzeitig so überraschend gewesen sein, daß man ihr den Namen ‚Scheherezade‘ gab und ihr stundenlang zuhören konnte. Nicht eigentlich schön, verriet doch ihre zierliche, schlanke Erscheinung und der eigentümliche Reiz ihrer beweglichen Gesichtszüge eine überraschende Fülle geistigen Lebens und poetischer Innerlichkeit. In diese kaum zwanzigjährige Scheherezade verliebt sich ihr Vetter, Graf Hahn-Basedow, — daher der später viel bespöttelte doppelte Hahn, — ein reicher Kavalier mit all den noblen Passionen eines solchen, und für die arme Verwandte, die in kleinstädtischer Enge in Greifswald nach dem Zusammenbruch der Familienverhältnisse mit der Mutter lebte, war es ein unerhörtes Glück, seine Frau zu werden. Sie soll nicht ohne heimliche Angst in diese Ehe gegangen sein, denn lieben konnte sie den brutalen Genuß- und Herrenmenschen so wenig wie sie geistig mit ihm übereinstimmen konnte; aber ihre während der Verlobung aufkeimenden Bedenken wurden von der Familie als ‚romantische Grillen‘ übergangen, und die unvermeidliche Folge war nach drei kurzen Jahren gesellschaftlichen Glanzes, den die junge Frau als plötzlicher Mittelpunkt der mecklenburgischen Aristokratie namentlich in Heiligendamm entfaltet, Trennung der Ehe. Das gesellschaftliche Verhältnis einer geschiedenen Frau war damals besonders tragisch, und die junge Gräfin sträubte sich lange gegen die Forderung ihres Gatten, um so mehr, als sie eben damals ihr erstes Kind erwartete; es kam, während der vom Grafen rücksichtslos durchgeführte Scheidungsprozeß lief, zur Welt — leider gezeichnet durch den Fluch allzu verwandter Blutmischung, es war geisteskrank und, wie um den Verzweiflungsfluch der Mutter zu erfüllen, niemals in stande, den Vaternamen auszusprechen. Die Schule dieser Ehe und das in wenigen Jahren so voll ausgekostete Unglück hat, ganz wie bei George Sand, — allmählich den Entschluß der Gräfin aufkeimen lassen, eine Auseinandersetzung mit Welt, Menschen und Schicksal in der Form des Romans zu versuchen. Zunächst freilich suchte sie, kaum 25 Jahre alt, auf Reisen Zerstreuung, und nach dem Vorbild des ihr persönlich zwar nicht bekannten Fürsten Pückler führte sie etliche Jahre lang das

bewegte Wanderleben eines weiblichen Globetrotters, und wie Pückler so hat auch sie damals für die allgemeine Reiselust bahnbrechend und ansteckend gewirkt.“

Die Produkte dieser Reisen waren dann ihre ersten Bücher: „Jenseits der Berge“, „Reisebriefe“ und „Reiseversuch im Norden“. Diese Werke waren jedoch eigentlich nur Vorstudien. Die Gräfin hatte sich mehr vorgenommen! Dazu stand im Jahre 1867 in der „Gartenlaube“:

„Damals beherrschte George Sand mit ihren geistvollen, doch emanzipierten Grundsätzen die ganze vornehme Welt. Nach einem solchen Ruhm geizte von nun an Gräfin Ida, die sich mit der Glut ihrer Seele und Sinne in die volle Lebensströmung hineinwarf. Sie entpuppte sich nach und nach in ihren Romanen als die meisterhafte Darstellerin excentrisch-blasierter Lebensansichten, die in den großen inneren Zwiespalt der auftretenden Personen mit der Welt hineinblicken lassen. Immer sind es aber nur Erzeugnisse ihrer überreizten Phantasie, die alle aus dem raffinierten Egoismus eines Herzens hervorgingen, das nur in sich den Mittelpunkt der Welt erblickte, in den übrigen Menschen aber keine gleichberechtigten Wesen.“

Dabei deutet der Ausdruck „Glut ihrer Seele und Sinne“ auf die Tatsache hin, daß die Freunde der Gräfin, vor allem Heinrich Simon und Baron Bystram, eine große Rolle in ihrem Leben gespielt haben. Aber — lassen wir, auch dazu, noch einmal die „Gartenlaube“ sprechen:

„Im Jahre 1833 erschien ihr erster Roman ‚Aus der Gesellschaft‘, der wie alle folgenden ein gutes und echtes Stück eigener Lebensgeschichte enthält. Sie lebt in diesen Romanen in der Tat in ‚Babylon‘; inhaltlich gleichen sie sich alle, überall sucht sie ‚den Rechten‘, der ihr immer wieder durch den Tod oder eine anderer Ursache, welche hauptsächlich im Wechsel liegt, entrissen wurde. In einem Jahr erschienen sogar drei Romane von ihr — und aus allen zusammen lassen wir uns die Dichterin in freierster Ungebundenheit, ohne alle Schminke, in ihrer anspruchsvollsten Persönlichkeit entgegentreten. Gräfin Ida hatte das sechsunddreißigste Lebensjahr überschritten und gerade durch eine Operation, welche dem berühmten Dr. Diessenbach in Berlin mißlungen, das schielende linke Auge verloren. Sie widmete den nächsten Roman ihrem treuen Freunde Bystram, dessen Stelle in ihrem Herzen früher der geistreiche Heinrich Simon in Breslau eingenommen.“

Diese erstaunliche Persönlichkeit schrieb also ein Buch nach dem anderen — und wenn sie auch einmal gesagt hatte, sie verfaßte Bücher so wie andere Leute spazieren gingen, so hatte sie da wohl zunächst ein wenig mit der Wahrheit zurückgehalten. Denn später schrieb sie in einem Brief an ihren berühmtesten literarischen Zeitgenossen, den Fürsten Hermann Pückler-Muskau, im Jahre 1845:

„Ich setze die Triebfedern der Handlungen und der Entwicklung in den Menschen. Wozu in mir kein Drang ist, das tue ich nicht, weil ich außerhalb von mir nichts sehe, was mich auch nur veranlassen könnte, meine Augenwimper wider oder ohne meinen Willen zu heben. Hätte ich nicht eine selige Freude am Schreiben, so ließe ich es fein bleiben, denn es macht mich zuweilen ganz matt und augenschwach, am Schreibtisch zu sitzen. Bei mir geht nichts ohne animo. Fehlen Lust und Liebe, so fehlt alles, und mit Zwang kann ich weder zehn Worte sagen noch drei Zeilen schreiben, in denen Sinn wäre . . . Ich bin ein Mensch, der sein eigenstes innerliches Sein auslebt.“

Das tat sie also nicht nur in ihrem wildbewegten Leben, sondern auch in ihren Werken. Jedoch sie blieb dabei immer, zumindest im Herzen, die Aristokratin. So war Ida Hahn-Hahn tatsächlich eine der bekanntesten und bedeutendsten Frauenerscheinungen ihrer Zeit, wenn man ihr auch kein steinernes Denkmal gesetzt hat, wie ihrem französischen Vorbild George Sand. Es gab nur literarische Denkmäler für sie, und die waren zum Teil recht ungewöhnlich. So machte sich etwa Gottfried Keller über die Dichtkunst der fleißigen Gräfin lustig — der bissige alte Georg Herwegh schrieb in seinen „Xenien“ einen Spottvers auf Ida Hahn-Hahn — und auch ihr mecklenburgi-

scher Landsmann John Brinckman, einer der bedeutendsten niederdeutschen Dichter, nahm sie aufs Korn. Er ließ im Revolutionsjahr 1848 in „Raabes Jahrbuch“, — wenn auch vorsichtshalber anonym —, ein Spottgedicht erscheinen, mit dem er den Adel treffen wollte. Als Zielscheibe nahm er sich dazu die Persönlichkeit vor, die sich dafür nach all dem bisher Gesagten förmlich anbot: die Gräfin Hahn-Hahn. Das Brinckmansche Gedicht lautet:

Wie kann der Adel —, sag mir das,
Hilf mir das doch ergründen! —
Die er im Lande einst besaß,
Die Geltung wiederfinden?
Die Mittel schaff ich wohl herbei,
Mit einem Wort, mein Herr, er sei
So exklusiv wie ein Roman
Von Gräfin Ida Hahn-Hahn-Hahn!

Sein Wappen trag er vorn am Bauch,
Gestickt in roter Seide —
Und hinten auf dem Rücken auch,
So ist in China es der Brauch.
Und nützt, bei meinem Eide,
So viel, daß man, geht er vorbei,
Gleich vorn und hinten sieht, er sei
So exklusiv wie ein Roman
Von Gräfin Ida Hahn-Hahn-Hahn!

Diese so angeprangerten Romane standen im Mittelpunkt des Gesamtwerkes der Gräfin Hahn-Hahn. Und in diesen Arbeiten gibt es nun Einflüsse und Strömungen, die durchaus von Bedeutung waren für die Literatur des 19., aber auch noch des 20. Jahrhunderts. Es gibt ernsthafte Stimmen, die in den gesellschaftskritischen Partien und Tendenzen Verbindungen zu großen Dichtern wie etwa Ibsen sehen. Für diese Entwicklung ist natürlich, wir sagten es bereits, das persönliche Schicksal der Gräfin innerhalb ihrer Familie ausschlaggebend gewesen — andererseits aber auch ihr späteres Liebesleben mit all seinen Wünschen und Vorstellungen. Eine Kennerin des Hahn-schen Lebens und Werkes, Berta Witt, schreibt zu diesem Thema einmal:

„Sie war 1836 nach Greifswald zu ihrer Mutter zurückgekehrt, eine vom Nimbus der Poesie und des Unglücks ausgezeichnete Erscheinung, die in der engen Kleinstadt sich ausnehmen mochte wie der Schwan im Entenpfuhl, um nun hier nach dem Roman ihrer Ehe den Roman einer höchst romantischen Liebe zu durchleben. Schon vorher hatte sie in dem verwitweten Baron Bystram, dem ein Gelübde verbot, wieder zu heiraten, einen hingebenden, ihre literarischen Talente bis zur Überschätzung bewundernden Freund gefunden, mit dem sich das Verhältnis einer Heiligen und ihres Narren entsponnen hatte. Jetzt trat ihr in Greifswald der später politisch bekannt gewordene Heinrich Simon entgegen, der, als Assessor nach Greifswald verschlagen, in der Gräfin das Ideal einer Frau, die für ihn geschaffen schien, erblickte, und die ihm doch zu hoch über dem Treiben des Lebens stand, um sie ‚in den Hühnerhof des Ehelebens‘ hinabziehen zu mögen. Nach dem in den Rang klassischer Liebesgeschichten eingereiheten Erlebnis dieses Romans entsagte er ihr, um sein Leben hinfort ausschließlich der Politik zu weihen —, hauptsächlich auch wohl wegen der unlösbaren ‚heiligen Bande‘

ihres Freundschaftsverhältnisses zu der Wolframsgestalt Bystrams. Für die Gräfin war es ein Schlag, den sie nie überwunden hat, und dies Erlebnis vor allem scheint es gewesen zu sein, das sie zur Romandichterin machte, denn immer wieder hat sie seitdem, in den Hauptgestalten ihrer Romane deutlich erkennbar, sich selbst, Heinrich Simon und Bystram nachzeichnend, den Roman ihres Lebens variiert.“ Die gleiche Berta Witt sagt allerdings auch anderes über die Gräfin Hahn-Hahn. Dies etwa:

„Ihre literarische Bedeutung war kaum von der Art, daß sie über den ihr im höchsten Maße zuteil gewordenen Tagesruhm hinaus damit noch die Beachtung der Nachwelt in Anspruch nehmen könnte, und der Gewinn der Literatur in bezug auf das Heer romanschreibender Frauen, das gerade Ida Hahn im Verein mit ihrer Nebenbuhlerin Fanny Lewald nach sich zog, dürfte ohnehin zweifelhaft genug sein, seit die heute ganz allgemein gewordene Überschwemmung mit der Alltagsliteratur billiger, belangloser Tagesromane eher zur Verflachung als zur Vertiefung des Geschmacks der Massen beigetragen hat.“

Und das klingt nun ganz modern: Überschwemmung mit der Alltagsliteratur billiger, belangloser Tagesromane — Verflachung des Geschmacks der Massen . . . Um aber bei Berta Witt zu bleiben: sie hebt manches von dem, was eben zitiert wurde, wieder auf, wenn sie, vor 45 Jahren allerdings schon, schreibt:

„Als eine der hauptsächlichsten Miturheberinnen dieser Entwicklung hat man auch wohl schon lange die schreibselige Gräfin in der maßgebenden literarischen Welt mit etwas scheelen Augen angesehen und weidlich über jede kleine an ihr zu entdeckende Blöße gespottet. Das alles gehört der Vergangenheit an, und wie man schließlich nicht eine Erscheinung für die Sünden ihrer Nachfolger verantwortlich machen darf, so wird man auch die zeitliche Bedeutung dieser interessanten Frau dadurch kaum schmälern können, wenn ihre Wirkung und ihr Einfluß auf die Zeit eigentlich nur in dieser eher negativen als positiven Form erkennbar geblieben ist.“

Betrachten wir nun einmal einen der Hahnschen Romane im einzelnen, vielleicht ihr Hauptwerk, den Roman „Faustine“, auch er ein Spiegelbild ihres eigenen Lebens. Dieser Roman fängt so an, daß sich dem heutigen Leser durchaus Vergleiche aufdrängen mit anderen schreibenden Frauen jener und auch späterer Zeit.

„In Norddeutschland gibt es wohl wenig lieblichere Punkte als die Brühlsche Terrasse in Dresden zur Frühlingszeit. An einem Junitag, frisch, grün und strahlend wie ein Smaragd, saßen mehrere junge Männer vor dem Baldinischen Pavillon, rauchten Zigarren, nahmen Gefrorenes oder Kaffee, musterten die Vorübergehenden und schwatzten eine Musterkarte von Unsinn durcheinander, wozu, wie sich von selbst versteht, Pferde, Theater und Frauen den Stoff lieferten. — Es war drei Uhr nachmittags und daher keine elegante Frau auf der Terrasse zu sehen. Sie speisten oder wollten speisen und fürchteten die Hitze, die Sonne, obgleich sich kühler, grüner, wehender Schatten über die Terrasse legte. Desto mehr mußte es auffallen, daß eine augenscheinlich dem höheren Stande angehörende Frau allein auf einer Bank saß, den Rücken dem Pavillon zugewandt, ungestört vom Geschwätz der Männer und vom unruhigen jauchzenden Treiben der Kinder, die mit und ohne Wärterinnen die Terrasse gleich Ameisen überdeckten. Aber es fiel keinem auf. Sie mußte also eine Erscheinung sein, die jedermann kannte und um die sich niemand kümmerte. Sie zeichnete emsig. Ein Bedienter stand wie eine Bildsäule seitwärts hinter ihr und hielt einen Sonnenschirm so, daß weder ein blendender Lichtstrahl noch ein zitternder Schatten des Laubes Auge, Hand und Papier der Gebieterin treffen konnte. Ihr großes dunkles Auge flog mit einem schnellen scharfen Aufschlag hin und her zwischen Gegend und Zeichnung, und die feine Hand, ohne Scheu vor der Luft, der größeren Festigkeit wegen des Handschuhs entledigt, folgte gewandt dem Bild. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft.“

Das ist gewiß so etwas wie ein Selbstbildnis. Man ging, auch wenn man emanzipiert war, nicht ohne Bedienten aus. Man speiste zwischen zwei und vier Uhr nachmittags. Und man paßte ängstlich auf, daß die weiße Haut nicht von der Sonne gebräunt

wurde. Das alles war selbstverständlich in der Zeit um 1850. Befremden dagegen wird bei dem heutigen Leser ein anderer Auszug aus dem Roman „Faustine“ auslösen, der erste Auftritt nämlich eines der männlichen Helden, des Grafen Mengen:

„Neben dem kleinen, blonden, schmächtigen, zierlichen Feldern, der Hände hatte, weiß und zart wie Frauenzimmer, und ein Gesicht freundlich lächelnd wie ein vierzehnjähriges Mädchen, ging ein großer Mann, schlank und dunkel wie eine Tanne, von Scheitel zur Sohle ernst und fest wie aus Erz gegossen; aber die ganze Erscheinung wunderbar gelichtet, erleuchtet fast, durch seine Augen, die Lichtstreifen auf den Gegenstand zu werfen schienen, den sie anblickten; im übrigen aber vornehm gleichgültig, zerstreut selbstbewußt in Haltung und Wesen, kalt übersehend, spöttisch abwehrend in Wort und Ausdruck für die Masse, jedoch dem einzelnen nie Huldigung oder Bewunderung versagend, — so trat Graf Mario Mengen auf.“

Ein für uns gewiß seltsames Ideal aristokratischer Erscheinung! Und im übrigen war dies wohl die Art Lektüre, die Hedwig Courths-Mahler als literarische Muttermilch eingesogen hat — um im Hahnschen Stil zu bleiben. Die Courths-Mahler war ja ein junges Mädchen, als alle Welt von der Gräfin sprach und ihre Bücher las. Auch der folgende Ausschnitt aus „Faustine“ könnte eine stilistische Etüde für die Courths-Mahler gewesen sein:

„Du bist ein schroffer Mann! Du bist wie ein Fels. Daran ranke ich mich als Efeu mit geschmeidigen Armen empor und schmücke ihn so gut ich kann. Aber der Fels bleibt ernst und unbewegt, und ich weiß nicht einmal, ob es ihm eine Freude ist! — Ihre Augen standen voll Tränen.“

Man kann natürlich in den meisten Büchern Partien finden, die weniger geglückt sind als andere. Man kann aber gewiß nicht von allen Autoren das sagen, was die „Mecklenburgischen Monatsblätter“ noch im Jahre 1930 über die Gräfin schrieben:

„Ruhelos ist sie durchs Leben gewandert, voll leidenschaftlicher Sehnsucht, den ‚ganzen Menschen‘ zu finden, der für ihre große, ideale Seele Erfüllung ihres ganzen Seins bedeuten würde. Aber eine gewisse philosophische Erkenntnis sagt ihr zugleich, daß ein unabänderliches Gesetz die Veränderlichkeit aller menschlichen Gefühle bedingt und daß in dem Glauben an den Bestand des Gefühls die gefährlichen Illusionen und der unwahrste Selbstbetrug liegen. Dieser auf eine erschütternde Wahrheit gestimmte Ton ihrer Romane, deren Wert freilich dadurch erheblich litt, daß sie um des Erwerbs willen zu übereilter Produktion gezwungen war, war von einer Wirkung, die wir heute den für unseren Geschmack völlig veralteten Büchern der Gräfin Hahn kaum noch glauben würden; aber diese Wirkung lag in der Zeit begründet, für die jene Romane so bezeichnend und so epochemachend waren wie später die Dramen Ibsens. Die Aristokratin, beengt von hemmenden Fesseln, stürmt mit Heftigkeit gegen diese Grenzen sozialer und sittlicher Ordnung, die das Gesetz der individuellen Freiheit des Herzens und des Gefühls herabdrücken. Daher hat man sie unrechterweise mit gewissen sogenannten jungdeutschen Strömungen, in denen die individuelle Befreiung mit Entfesselung verwechselt wird, zusammengebracht und dadurch übersehen, daß das Ziel der Gräfin Hahn eigentlich nichts anderes war als jenes, wie es Nietzsche in dem sogenannten Höhenmenschen vertrat. Ihre von höchstem Erfolg gekrönten Bücher, die ihr Honorare einbrachten, wie sie damals nur noch Pückler erhielt, haben in der Gesellschaft teilweise geradezu revolutionierend gewirkt.“

Unlogisch erscheint es hier allerdings, wenn gesagt wird, die Bücher hätten um des Erwerbs willen unter der übereilten Produktion gelitten — und ein paar Zeilen weiter liest man, die Gräfin hätte immense Honorare bekommen. Und dann die Tatsache, daß hier wieder Ibsen und gar Nietzsche angeführt und in ihrem Werk zur Gräfin Hahn in Vergleich gesetzt werden! Das geht denn doch wohl an der Situation vorbei. Es fallen einem da eher ganz andere Vergleichspublikationen ein: Lore-Romane und die Marlitt — und eben die Courths-Mahler — vor allem, wenn man Partien liest wie die folgende:

„Im Gewitter, unter Donner und Blitz, bin ich geboren. Darum tun mir die Stürme nichts. Sie brausen über mein Haupt dahin, sie zerwühlen mein Haar und mein Kleid; ich drücke beide Arme kreuzweis über meine Brust und senke den Kopf und lasse sie sausen!“

Unfreiwilliger Humor, ganz gewiß. Aber es ist sicher nicht fair, gerade solche Sätze aus den Büchern der Gräfin herauszusuchen, wenn es sie auch, das muß man nun einmal zugeben, in den Romanen in großer Zahl gibt. Die Grundzüge jedoch, die man natürlich nicht so deutlich an kleinen Auszügen zeigen kann und auf die sich Vergleiche mit Ibsen, Nietzsche u. a. nur beziehen können, sind ebenfalls in den Büchern enthalten: der Gedanke der Gleichberechtigung von Frau und Mann — des Sprengens der engen Grenzen, die den Frauen und überhaupt den Individualisten jener Zeit gezogen waren — der Ruf nach individueller Freiheit . . . auch solche Partien finden sich immer wieder! Wenn Faustine etwa einen ihrer Freunde, den Grafen Walldorf, zurechtweist:

„Ihr wollt winken, und wir sollen kommen; ein Wort sagen, und wir sollen anbeten; lächeln, und wir sollen auf die Knie fallen; zürnen, und wir sollen verzweifeln! Alles auf allerhöchsten Befehl, den Ihr von Gottes Gnaden verfügt. Was ist das anders als uns vergewaltigen? Ich frage. Das ist Euch schon zur Natur geworden. In diesem Sinne richtet Ihr die bürgerlichen Verhältnisse ein, erzieht Ihr die Kinder, schreibt Ihr Bücher! Himmel, wenn ich neuere Romane aufschlage, besonders französische, was erdulde ich für Ärger! In ewiger Anbetung wie der Pater Seraphicus im Faust, schweben die Frauen vor ihren Geliebten, und die lassen es sich gnädig, zuweilen auch ungnädig gefallen. Könnte ich nur Bücher schreiben, ich kehrte das Ding um und brächte den guten, alten Sprachgebrauch, der jetzt ganz widersinnig ist: ‚Er ist ihr Anbeter‘ — wieder zu Ehren!“

Das ist eine Sprache, die, noch dazu von einer Frau, für die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz ungewöhnlich, ja, unerhört ist. Und trotzdem ist das alles, noch über die damalige Zeitmode hinaus, in einem äußerst überladenen Stil geschrieben. Die Vorliebe der Gräfin für Fremdwörter, für die Schaustellung ihrer Bildung —, die ewigen Adligen in ihren Büchern, Typen, die so schnell zu Schablonen werden — das hebt den Mut, die Vorausschau der Autorin weitgehend wieder auf. Und dann die fatale Ähnlichkeit mit den Arbeiten der berühmten-berühmten Friederike Kempner! Sie sind ja alle in ihrer individuell-sozialen Grundeinstellung gut gemeint — aber was dann in den Zeilen und auf den Buchseiten steht, das ist oft platt oder komisch — so wenn etwa in der „Faustine“ Andlau, der natürlich ebenfalls ein Baron ist, seiner Liebe zur Heldin in höchst verunglückten Wendungen Ausdruck gibt:

„Sonnenstrahl, Rosenduft, meine Ini, bist Du für mich Weib geworden? Wirst Du mir nicht verschweben in den beweglichen unfaßbaren Elementen, woraus Du durch ein Wunder geschaffen bist wie die Aphrodite aus dem Schaum des Meeres? Oder hast Du selbst das Wunder getan und Dich wie eine Fee sichtbar in der Welt gemacht?“

Ähnliche „Paradestücke“ gelingen der Gräfin auch in ihren Gedichten — wenn ihre Verse auch den Menschen ihrer Zeit gefielen. Der erste Gedichtband der Gräfin erschien im Jahre 1835 — ein Jahr später, nach einer Venedigreise mit ihrem damaligen Gefährten Baron Bystram, wurde der Band „Venezianische Nächte“ gedruckt. Im gleichen Jahr noch folgten die „Neuen Gedichte“ — und wieder ein Jahr später, 1837, kamen die „Lieder und Gedichte“ heraus.

Ein paar ungedruckte Gedichte blieben übrig — und eins davon ist besonders typisch für die Art und Weise, in der die Autorin ihre Verse schmiedete, das Gedicht „Erinnerung“.

Erinnerung! Wer bebt bei diesem Worte
nicht in sich selbst zusammen, und wer fährt
nicht plötzlich auf, wie wenn vor seiner Pforte
ein Finger klopf, der ihn im Schlafe stört?

Und seltsam: der Besucher kehrt sich nimmer
an: Bleibe draußen! oder: Komm herein!
Er kommt wie in den Wald der Mondenschimmer,
wie durch den Kerkerspalt der Sonnenschein.

So gleitet er zur Seele, die ihr Lager
noch nicht verließ und sich nicht wehren kann,
und spricht als leiser, unbarmherziger Frager:
Weißt du wohl noch? Gedenkst du noch daran?

Und sei's an Schmerzen, sei's an Seligkeiten,
unendlich herb ist die Erinnerung;
die alten Schmerzen drohen noch im Weiten,
die alten Freuden werden nicht mehr jung.

O fort, Erinnerung von Weh und Wonne!
Fort, bange Lust! Entfliehe, süßes Leid!
Alltäglich hebt sich neu die starke Sonne;
die Zukunft hat die frische Ewigkeit.

O dieses Zukunftsschmachten, dies Erbleichen
der Gegenwart und dieser Blumenstrauß,
den fall dir die Erinnerungen reichen:
sie machen doch den Traum des Lebens aus.

Wie gesagt: Friederike Kempner, der „Schlesische Schwan“, lebte etwa zur gleichen Zeit. Natürlich schrieben auch viele andere Autoren so vor hundertfünfzig Jahren. Aber es gab eben auch andere Namen: Uhland etwa und Lenau und Mörke — ganz zu schweigen von Heine. Trotzdem wurde ein Gedicht aus der ersten Hahnschen Sammlung sehr bekannt. Es beginnt:

Ach, wenn du wärest mein eigen,
wie lieb sollt'st du mir sein,
wie wollt ich tief im Herzen
nur hegen dich allein.

Das ist wirklich fast ein Volkslied. Dies Gedicht ist denn auch mehrfach vertont worden, unter anderem von Kücken und von Pierson — und es wurde sehr viel gesungen. Georg Büchmann hat den ersten Vers sogar in seine „Geflügelten Worte“ aufgenommen! Andere Verse dagegen hätte wohl selbst Büchmann nicht akzeptiert. Die folgenden etwa, die dem Standbild des sterbenden Löwen im schweizerischen Luzern gewidmet sind.

Wohl ihm, daß er gestorben, daß er die Schmach nicht sieht,
die überm Schweizerlande in Fremdlingskleidern zieht!
Wohl ihm, daß eine Glorie sein Grab umkränzet hehr!
Sollt' er sie jetzt verdienen, es würd' ihm allzu schwer!

Noch viel mehr unfreiwillige Komik spricht aus einem Hahnschen Gedicht mit dem Titel „Der Dichter“ — eigentlich mehr ein gereimter, überheblicher Entschuldigungszettel.

Zieht ihm nicht die enge Grenze,
Die das Alltagssein umflieht!
Bietet ihm die kahlen Kränze
Eurer mäßigen Freuden nicht!

Reicht ihm auch nicht Eure Becher,
Scherben, halbgefüllt und matt,
Ihm, dem lustberauschten Zecher,
Der die Götterschale hat!

Eure Krücken, unverhohlen,
Bieten ihm nicht Stützen dar,
Der an Schultern und an Sohlen
Trägt ein luftig Flügelpaar.

Was weiß er von Euren Schranken,
Die dem Mittelmaß Ihr zieht,
Da mit Seele und Gedanken
Er durch alle Himmel flieht!

Was weiß er von Eurem Glücke,
Das Ihr mühsam Euch erbaut,
Da mit einem einzigen Blicke
Er der Götter Wonne schaut!

Was weiß er von Eurem müden
Streben nach dem Rausch der Welt,
Da die Frucht der Hesperiden
In die offene Hand ihm fällt!

Was weiß er von Tag und Stunde,
Die Ihr zu berechnen pflegt,
Da sein Herz in der Sekunde
Voll wie für Äonen schlägt!

Was weiß er von jener Schwere,
Die Beruf und Stand ermißt,
Da in seiner freien Späre
Alles Licht und Flamme ist!

Möge flüchtig er verschweben
In dem All, des Sanges müd:
Lebend dichtet er sein Leben,
Tot wird selber er zum Lied!

Erstaunlich — in der Tat! Aber der Venedig-Aufenthalt mit Bystram hat die Gräfin dann auch zu anderen, besseren Gedichten angeregt. Gleich das erste, das sie dort schrieb, nachdem sie an einem grauen Novembertag angekommen war, drückt die ganze Melancholie aus, die immer in ihr war.

Bist du der Freuden satt oder der Tränen,
endlich doch sinket die Bürde herab;
ob der Genuß dich beglückt, ob das Sehnen,
einerlei ist's, wenn du schlummerst im Grab.

Über den Pinien wie über den Eichen
singt die Lerche ihr fröhliches Lied,
während der Mensch unter beiden gleichen
Fesseln des Schmerzes nimmer entflieht.

Als die Gräfin 45 Jahre alt war, starb ihr Freund Baron Bystram — und da gab es einen ganz entscheidenden Einschnitt in ihrem Leben: sie trat zum katholischen Glauben über! Berta Witt, die Biographin der Ida Hahn-Hahn, schrieb in den „Mecklenburgischen Monatsheften“ vom Februar 1930:

„Die Ruhe, nach der die ruhelose Frau zeitlebens suchte, hat sie nicht zu finden vermocht. Die Märzrevolution läßt die Aristokratin in ihr zur Besinnung kommen und scheint sie irre zu machen an den Strömungen, denen sie bisher gefolgt war, denn sie geht jetzt in ihren Büchern zu einer gemäßigeren Auffassung über. Der Tod des Barons Bystram erschüttert sie völlig, und jetzt reift der Entschluß ihres Übertritts zum Katholizismus. 1850 legt sie nach rascher Bekehrung durch den Bischof Ketteler das Glaubensbekenntnis ab. Sie soll dabei die Bedingung eingegangen sein, ihrer literarischen Tätigkeit in der bisherigen Form zu entsagen, und tatsächlich schrieb sie jetzt nur noch Erbauungsbücher und katholische Romane, die all der früheren Vorzüge entbehren und ihr mit einem Schlage ihre bisherige Gemeinde entfremden. Aber Ida Hahn besaß nicht mehr die Eitelkeit des Strebens nach Weltruhm, hatte sie auch vielleicht nie besessen; die Ruhe, die sie so lange gesucht, die innere Befriedigung hoffte sie in der Unterwürfigkeit unter ein Höheres zu finden, und das erklärt ihren Glaubenswechsel. Aber auch so fand sie letzten Endes nicht, was sie suchte; sie hatte in Mainz ein Kloster gegründet, konnte sich aber nicht entschließen, selbst das Gelübde abzulegen oder ihre Reisen völlig aufzugeben, verbrachte aber als Leiterin des Klosters fast ihre ganze Lebenszeit in der Zelle, über die sie die Worte gesetzt hatte: ‚Einsame Seligkeit — selige Einsamkeit‘. So verlor sich diese ruhelose Seele im Schoße der Kirche und Religion, für die sie die Welt des Geistes hingab, in der sie zwei Jahrzehnte hindurch keine kleine Rolle gespielt hatte. — ‚Eine Welt von Gedanken, nicht kleiner als Bettinas Welt, lebt in dieser Frau‘, hatte Heinrich Simon einst von ihr gesagt; aber ihre Flucht in die geistliche Welt hat nicht wenig dazu beigetragen, die Stellung der Welt zu ihr so rasch zu verändern, daß sie bald gänzlich der Vergessenheit überantwortet wurde. Ihre Romane werden uns nicht mehr lesenswert erscheinen; aber ihre Bedeutung für ihre Zeit kann man ihnen schwerlich absprechen.“ So bedeutete die Gräfin in den Anfängen unserer modernen Literatur mehr als eine romanschreibende, exaltierte Frau. Außerdem hat sie eben in mancher Beziehung auf die gesellschaftliche Entwicklung bis in unser Jahrhundert hinein eingewirkt. — Was jedoch ihren Übertritt zum katholischen Glauben und ihr Wirken im Kloster angeht — da hatte sogar die „Gartenlaube“, die der Gräfin doch im ganzen so treu ergeben war, später ihre eigenen Ansichten:

„Nachdem sie an allem, woran sich ein Weib, und selbst das geistreichste, im Leben und Leiden anklammern kann, gänzlich Schiffbruch gelitten, warf sie sich verzweifelt bei dem letzten äußeren Wendepunkt ihres Lebens in die Arme der Kirche,

in welcher sie, wie es klar und unzweifelhaft aus ihren von da ab zahlreichen veröffentlichten geistlichen Werken hervorgeht, ebensowenig eine wahrhafte Umwandlung am inneren Menschen gefunden hat, wie dies früher die Orthodoxie der lutherischen Kirche zu begründen vermocht hatte, in der sie in ihrem Vaterlande Mecklenburg kirchlich exclusiv erzogen worden war. — Zwei Jahre lang begann sie nun mit derselben Hast und eitlen Ruhmsucht in Schriften für die Kirche zu werben, deren Luft sie kaum eingeatmet hatte. Sie urtheilte mit Rechthaberei, Eitelkeit und crasser Unwissenheit über den Geist, das Wesen und die Geschichte des Protestantismus, wie sie mit blendender Phantasterei ihre neue Kirche in den schnell aufeinander folgenden, in Mainz bei Kirchheim erschienenen Schriften verherrlichte: ‚Von Babylon nach Jerusalem‘, ‚Aus Jerusalem‘, ‚Die Liebhaber des Kreuzes‘ und im Büchlein ‚Unsrer lieben Frau‘, worin sie mit zur Schau getragener Ruhmredigkeit als katholisch rechtgläubige Sängerin die Jungfrau Maria in allen verschiedenen Ämtern und Charakteren glorifiziert, die ihr die katholische Kirche beilegt.“

Es gibt jedoch auch viele Zeugnisse von der Gräfin selbst. Hier ist etwas, was Ida Hahn über ihren Konfessionswechsel sagt — und zwar in dem Buch „Von Babylon nach Jerusalem“:

„Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Im Schlaf ist man nicht zurechnungsfähig. Wir nachtwandeln sogar und tun im somnambulen Zustande außerordentliche Dinge, die wir wachend nicht vollbringen können. Als meine Seele wach wurde, fand sie sich katholisch; denn alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begreifen, nie in sich aufnehmen, nie sich zur Nahrung machen können. Kein Echo tönte wieder, kein Ton schlug an, keine Saite vibrierte. Nicht den geringsten Anknüpfungspunkt fand ich für mein religiöses Gefühl, weder in meiner Jugend noch in späteren Jahren.“

Die Gräfin gründete nicht nur ihr eigenes Kloster, sondern sie erreichte auch beim österreichischen Kaiser Franz Joseph, daß man ein „Kloster vom guten Hirten“ stiftete, dessen Ordensschwestern dann die Fürsorge für die weiblichen Strafgefangenen übernahmen. Eine durchaus soziale Tat also — trotzdem schreibt die nun schon mehrfach zitierte „Gartenlaube“ im Jahre 1867:

„In der Gräfin Ida Hahn-Hahn tritt uns nach ihren eigenen Geständnissen eine moderne Maria Magdalena entgegen. Ohne daß sie den Anspruch erhöhe, eine ‚Wunderperle in einer Klostermuschel‘ zu sein, wie sie die Klosterfrauen nennt, und ohne dem Zweig des Klosterlebens selbst ausschließlich anzugehören, den sie von Frankreich nach Mainz verpflanzt hat, trägt sie jetzt dennoch das Klosterkleid der ‚Töchter der heiligen Jungfrau Maria von der Liebe des guten Hirten‘ mit schwarzem Schleier, dem Symbol der Trennung von der Welt, mit der blauen Gürtelschnur, der ‚Farbe der Abtötung‘, und mit dem silbernen Herzen, dem das ‚Bild des guten Hirten‘ eingepreßt ist. Vor ihrer ‚Bekehrung‘ war die Gräfin Hahn-Hahn als fruchtbare Schriftstellerin eine Erscheinung in der Literatur, die nicht allein durch die in ihren Romanen offen ausgesprochenen Welt- und Lebensansichten und scharf gezeichneten Charaktere großes Aufsehen erregte, sondern auch durch ihre wechselnden Lebensschicksale eine Zeitlang gerade in der vornehmen Gesellschaftssphäre tonangebend war. Sie tritt uns nach ihrer Bekehrung als eine geheimnisvolle Sphynx, als ein Rätsel entgegen, dessen Lösung die Seelenkunde geradezu herausfordert.“

Und was soll man schließlich sagen, wenn man liest, was die Gräfin in ihrem „Buch vom guten Hirten“ über die Klöster schreibt? Wenn man da eine unverdauliche Mischung von sprachlichem Schwulst und gräflicher Mystik vorgesetzt bekommt wie etwa diese:

„Wie ein stilles Eiland, an dessen hohem Gestade kein Nachen landen kann, liegt das Kloster in tiefer Abgeschiedenheit mitten im geräuschvollen Weltmeer und Weltverkehr da. Gegenüber dem Streben der Welt in die Weite und Breite ist es nach innen gesammelt und nach oben gerichtet. Es braucht auch ein unirdisches Element, welches

sein mystisches Leben erhält und ernährt, und das ist der Altar, dieser unversiechliche Brunnen der Gnade und der heiligen Liebe, auf welchem das allerheiligste Sacrament ruht und das Kreuz steht. Sie bringen Licht und Schatten diesem mystischen Leben: die Nacht des Kreuzes und den Sonnentag der Eucharistie.“

Das alles klingt ziemlich wirr und verstiegen. Aber es gibt in den Büchern der Gräfin dann doch auch immer wieder Partien, in denen man spürt, wie sie ringt, wie verzweifelt sie ist:

„Wenn du wüßtest, Herz, wie müde ich bin, nicht des Lebens, nicht der Liebe, aber vom Leben und von der Liebe, so würdest du mich selbst den Weg der Entsagung alles dessen gehen lassen, was ich bisher so glühend geliebt und gesucht. Ich scheid nicht gleich einer büßenden Magdalena, ich glaube nicht im Staube und in der Asche mit blutigen Kästungen gut machen zu müssen, was ich gefehlt habe. Ich will nur Aug' und Seele unmittelbar in Anschauung Gottes versenken, statt wie bisher in seinen Werken und Geschöpfen ihn zu lieben und zu verherrlichen.“

Echtes Gefühl? Oder eine nützliche Konstruktion, die zum einen ermöglicht, daß unsere Gräfin sich auf die Knie wirft — und die zum anderen gleichzeitig ihr früheres Leben entschuldigt? Es gibt tragische Gegensätze im Leben dieser Frau — Gegensätze, die einander am Ende fast aufheben. Sie muß den ersten Teil ihres Lebens, den sie „ein Leben in Babylon“ nennt, als verfehlt ansehen, nachdem sie so viel versucht, erlebt und erlitten hat, daß sie sich, — wie sie sagt, „aus innerer Lebensnöthigung“, — auf den Weg nach „Jerusalem“ aufmacht. Sie entsagt ihrem früheren Leben vollständig und flüchtet sich in kirchliche Tätigkeiten. Dann aber wieder schreibt Clara Schnackenburg aus Dresden, Witwe eines Majors, dem Herausgeber der „Faustine“ einen Brief über den Mainzer Fronleichnamzug vom 15. Juni 1865. Frau Schnackenburg schildert die Prozession so:

„Jetzt kam die Priesterschaft, in deren Mitte ein reichgeschmückter Baldachin getragen wurde, unter dem der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, in prächtigem Ornat, die goldene, in der Sonne funkelnde Monstranz tragend, einherschritt. Chorknaben, die Weihrauchkessel schwingend, umgaben den Tragehimmel. Was aber das Augenfälligste war, das war die hohe und breite Gestalt einer Nonne, die rückwärts schreitend, also ihr Gesicht dem Allerheiligsten zugewandt, den Zug begleitete, mit unsicher trippelnden Schritten (wie solche durch den rückwärtigen Gang begreiflich waren), dicht vor dem Bischof, in der Hand den Rosenkranz, ihn eifrig benützend. Diese Nonne war die Gräfin Hahn-Hahn! Auffallend war auch, daß sie kein lang herabreichendes Nonnenkleid trug, sondern im Gegenteil ein recht kurzes. Böse Zungen behaupteten, sie paradiere auch jetzt noch mit ihren schönen schmalen Füßen, die sie sich trotz ihrer Körperfülle bewahrt hatte. Sie waren mit weißen Strümpfen und kleinen schwarzen Zeugschuhen mit Kreuzbändern bekleidet. So legte sie, immer rückwärts trippelnd, den langen Weg bis zum Dom zurück.“

Die Gräfin Hahn-Hahn war also offensichtlich doch die echte Tochter ihres Vaters, des Theatergrafen. Trotzdem hat sie ihr gesamtes Leben hindurch Zeichen gesetzt, hat ihre Umwelt bewegt und erregt, hat gezeigt, was ein Mensch gegen seine Umwelt schaffen kann, hat der Emanzipation der Frau nicht nur Denkanstöße gegeben — als, wie zu Anfang bereits gesagt, eine der farbigsten und faszinierendsten Frauengestalten des Biedermeier.

Maler unserer mecklenburgischen Heimat im 20. Jahrhundert

Vortrag gehalten bei der Eröffnung der Gedächtnisausstellung in Ratzeburg
(Juni 1973)

Von F. F. Pingel

Als ich das Thema „Mecklenburgische Heimat“ für diese Gedächtnisausstellung wählte, da war ich mir darüber im klaren, daß man in der öffentlichen Kritik sehr schnell durch die Verbindung von Heimat und Kunst, also Heimatkunst, zu einem abwertenden Urteil bereit sein würde. Als Heimatkunst, die einige Ränge unter der großen, der abstrakten oder zeitgebundenen Kunst angesiedelt wird, versteht diese Kritik die treu und brav abgemalten heimatlichen Motive und tut solche Werke, auch wenn die Treue zum Motiv ihren tiefsten Grund in der Heimatliebe hat, als zweit- oder dritrangig ab. Da in unserer ungesunden, in allen ästhetischen und ethischen Bereichen heillos verwirrten Zeit alle hergebrachten Maßstäbe verlorengegangen sind und die kurzlebigen Kunstrichtungen in Kritik und Presse, ja, sogar in der zeitgerechten Philosophie willige Helfershelfer finden, werden wir immer wieder mit den Erfindungen einer morbiden Welt- und Gottanschauung konfrontiert. Beglückend ist es da zu sehen, wie gerade in der Jugend, die zur Kritik so gern und schnell bereit ist, ein Drang sich bemerkbar macht: weg von allem Unnatürlichen, weg von der nur auf Konsum ausgerichteten Zivilisation, zurück zur Natur. Das Modewort „Nostalgie“, das so etwas wie Heimweh nach Verlorenem, Vergangenen bedeutet, sagt doch nur zu deutlich, wie unzufrieden, sagen wir besser: wie unbefriedigt und unbefriedet die Menschenseele geworden ist, weil sie wurzellos wurde. Nicht umsonst wird Hermann Hesse, der Natur und Geist in dichterischer Schau so herrlich zu verbinden wußte, von der Jugend so gern gelesen. Hier liegen die Wurzeln allen Lebens: in der ewig sich erneuernden Natur. Und wo ist sie dem empfindsamen Künstler zuerst in überwältigender Form begegnet! Doch nur in der Heimat. Mit Stolz und dankbarer Freude zeigte mir vor vielen Jahren Thuro Balzer seine Heimatmappe, seine Aquarelle mit Kähnen und Schiffen, auf denen die Kurenwimpel seiner westpreußischen Heimat wehten. Oder ist die Kunst von Marc Chagall, dem Wahlfranzosen, der nicht aufhört, von seiner russischen Heimat, von seiner Jugend im väterlichen Haus in glühenden Farben zu erzählen, ist diese Kunst nicht auch Heimatkunst? Oder war es nicht auch und nicht gerade die Heimatliebe, die den sterbenden Barlach den Wunsch äußern ließ, in Ratzeburg, im Land seiner Jugend begraben zu werden? Und mit welcher Begeisterung konnte R. Gahlbeck von unserer gemeinsamen Heimat, vom Inselstädtchen Malchow schwelgen! Die Reihe von Beispielen könnte beliebig erweitert werden. In allem aber, voran bei denen, die im Exil zu leben hatten, war der geistige Besitz der Heimat die stärkste Triebkraft. Was ich in meinem Herzen trage, was Verstand und Seele als ein Vermächtnis hütet, kann mir weder durch Gewalt noch durch List genommen werden. Und so möchte ich die Heimatkunst verstanden wissen als etwas, das aus heimatlichem Boden erwachsen, gehegt und gepflegt werden muß in erinnernder und immer wieder sich erneuernder Liebe. Mecklenburg hat gewiß im kunstgeschichtlichen, vorweg im bildnerischen Sinne, keine große Tradition. Aber vielleicht war gerade die Unberührtheit und Unbeschwertheit der rechte Nährboden, daß im Anfang unseres Jahrhunderts, in der Zeit also, als in Worpswede und im Dachauer Ried die Künstlerkolonien entstanden, auch an der mecklenburgischen Ostseeküste der erste Zusammenschluß gemeinsam empfindender Künstler stattfand. Carl Malchin, der große Meister der naturalistischen Landschaftsmalerei, war die treibende Kraft dieser ersten Kolonie in Ahrenhoop, der nach dem 1. Weltkrieg eine zweite Generation folgte.

Maler, die vorwiegend in Rostock ansässig waren, zogen zur Sommerzeit aufs Fischland oder an den Darß. Hans E. Oberländer, Thuro Balzer, Bruno Gimpel, Paul M. Leonhard, Wallat, Bergenroth u. a. gehörten dieser Gruppe an, die durch kein anderes Programm zusammengehalten wurde, als durch das gemeinsame Erlebnis der heimatlichen Landschaft. Einsame Fischer- und Bauernhäuser, die sich hinter Dünen und Windflüchter drückten, Fischerboote am Meer und Haff, Netze, in denen das Licht spielte und die im Wellen-Auf und -Ab verglitzernde Sonne, das alles waren die Motive, und kein geringerer als der große Lovis Corinth kehrte immer wieder an die Ostsee zurück, wie es 100 Jahre vorher Caspar David Friedrich getan hatte. In Rostock schuf in jenem ersten Viertel dieses Jahrhunderts Egon Tschirch seine kühnen Impressionen, und in bescheidener Zurückgezogenheit sah man den stillen, so lebensfremdem Rudolf Bartels in seinem Blumengarten stehen, träumend und farbenrunken, bis dann seine einzigartigen Blumenstücke, seine blühenden Obstbäume als Dank an die Schönheit dieser Welt aus ihm herauswuchsen. Keiner hat wie Bartels mit kühnem Wurf und expressiver Kraft so leuchtende Farbwürfel ins dunkle Geäst, so leuchtende Kakteenblüten an graues Gemäuer binden können. Es bleibt ein dunkler Fleck im Buch der heimatlichen Geschichte — die Wahrheitsehre gebietet dieses Bekenntnis —, daß man ausgerechnet diesem Unschuldigen den todbringenden Prozeß machte, weil er einer Jüdin Malunterricht gegeben hatte und mit dieser einen Briefwechsel pflegte. Die wenigen der Nachwelt erhaltenen Bartelsbilder sind vorwiegend Museumsbesitz. Hieraus ist schon zu ersehen, daß es vor allem die Nachkriegsjahre und die zwanziger Jahre waren, in denen ein starker kultureller Auftrieb zu verzeichnen war in Mecklenburg. Dies waren auch die fruchtbarsten Jahre des größten Bildhauers, den dieses Jahrhundert uns schenkte: Ernst Barlach. In Güstrow, wo er in einem Pferdestall sein erstes Atelier errichtete, schuf er seine unvergänglichen Werke. Es war die herbe Landschaft, das ebene Land mit seinen unkomplizierten, dem Leben wie dem Schicksal gleichsam verhafteten Menschen. „Breitbeinig, breitschultrig, breithüftig, so stehen Barlachs Menschen da, erfüllt von einer warmen, lebensträchtigen Fülle. Solche Fülle aber ist sich nicht selbst genug. Sie sucht Gemeinschaft mit der tragenden, mütterlichen Erde, der Heimat allen Lebens. Aus ihr wachsen sie empor, an sie schmiegen sie sich an. Ja, man muß sagen, die Erde ist es, die in ihnen Gestalt gewinnt, Bewußtsein und Blick. Ihren Füßen ist der Grund, auf dem sie stehen, keine bloße Unterlage, sondern ein inneres Bedürfnis, eine Quelle ihrer mächtig wurzelnden Kraft. Und wie gern berühren sie mit ihrem Leib das Erdhafte —, Antäus gleich scheint ihnen unablässig neue Lebenskraft und Fülle von unten her einzuströmen.“ (E. v. Sydow) Gibt es ein besseres Beispiel dafür, wie heimatlicher Boden dem, der ihn von tiefster Seele liebt, segnende Kraft gibt? Lange bevor das schrecklich vereinfachende Wort von der Blut- und Bodentheorie erfunden wurde, hat Friedrich Griese, ohne je an politische Bindungen zu denken, die Rückbindung, die wahre „religio“ zur heimatlichen Erde im schwerblütigen Gleichnis seiner Dichtung vollzogen. Hier wurden die Worte gefunden und in eine reiche Bildersprache gegossen für das, was die Maler aus ehrlicher Ergriffenheit vor der großen Allmutter Natur auf die Fläche zu bannen versuchten: Schöpfungsakte auf heimatlichem Grund. Da sucht man vergebens das Pathos der großen Berge, die farbige Glut südlicher Strände. Das weite Meer und über ihm die Wolkentürme, das weite flache Land, darauf die altersgefurchten Bäume stehen und immer wieder der bäuerliche einfache Mensch, das ist der immer wiederkehrende Grundakkord allen künstlerischen Schaffens.

Wenn ich Ihnen nun im folgenden eine kurze Schilderung der Lebensabläufe der verstorbenen Maler gebe, denen diese Ausstellung in erster Linie gewidmet ist, so bitte ich vorweg um Verständnis dafür, daß ich Daten und Lebensstationen als Spiegelbild eines chronologischen Ablaufs weglassen und mich vor allem dem Werke zuwende, das sie hinterließen.

Thuro Balzer, der über 40 Jahre lang in Rostock als Maler und Kunsterzieher wirkte, ist zwar von Geburt kein Mecklenburger, aber die alte Seestadt mit ihren Türmen

und Giebeln, mit ihren winkligen Straßen nahm den jungen Westpreußen derart gefangen, daß er beschloß, hier sich für immer niederzulassen. Als er dann die Schönheit des Fischlandes entdeckte und seit 1908 Sommer für Sommer hier arbeitete, war sein weiterer Lebensweg entschieden, er wurde mit Leib und Seele Mecklenburger und seine ganze Tatkraft, sein jugendliches Temperament, vor allem aber seine handwerkliche Ehrlichkeit hat er eingesetzt zum Segen seiner Wahlheimat Rostock. Ob es die jährlich wiederkehrenden Kaufmannskösten waren, denen er in grafischer Vollendung die schönen Vignetten lieferte, oder die Plakate, Exlibris und Firmenzeichen für das öffentliche Leben der Hansestadt, immer war der Name Thuro B. mit der Garantie vollendeter Kunstgestaltung verbunden. Wie konnte er schwelgen von der Schönheit der Seenlandschaft um den schmalen Luzin b. Feldberg. Hier wollte er, so erzählte er mir einmal, nach seiner Pensionierung sein Domizil aufschlagen. Der Krieg hat nicht nur die meisten seiner Werke, sondern auch diese Zukunftsträume zerstört. 1944 brannte sein Atelier an der Jakobikirche völlig aus. Aber er ließ den Mut nicht sinken, sondern begann von neuem. Das 1948 entstandene Selbstbildnis zeigt den ernst dreinblickenden Maler, der soeben eine Reihe von Trümmerbildern abgeschlossen hat. Inzwischen ist der Name Th. B. zum Begriff fester Beharrlichkeit geworden; und man kann es rückschauend wohl verstehen, daß dem 82jährigen 1963 der Abschied aus dem in Glück und Unglück liebgewordenen Rostock schwer wurde, als die im Westen lebenden Kinder die Eltern zu sich baten. Drei Jahre hat er noch in Hannover an der Seite seiner Gattin gelebt, aber als dann ein sich verschlimmerndes Augenleiden jegliche künstlerische Arbeit unmöglich machte, da ging er hinüber in die Ewigkeit, wohl wissend, daß er ein Werk hinterließ, das noch Generationen überdauern und seinen Namen fest mit der Geschichte nicht nur Rostocks, sondern ganz Mecklenburgs verbinden würde.

Neben dem schon erwähnten Rudolf Bartels, über dessen Leben nicht der glückliche Stern Balzers, sondern Einsamkeit als Schicksal stand, wären vor allem noch die Rostocker Tschirch, Oberländer, Leonhard und Schmidt-Dethloff, außerdem die Bildhauerin Margarete Scheel und v. Guttenberg zu nennen, von denen wir aber keine Werke zeigen können.

Dem vor einigen Jahren verstorbenen Oberländer hat man im vorigen Jahr auf dem Fischland in Ahrenshoop eine Gedächtnisausstellung gewidmet. Eines seiner besten Werke stellt übrigens den Dichter G. Hauptmann in Oberschreiberhau dar, wo Oberländer eine zweite Arbeitsstätte hatte.

Neben der allem Neuen aufgeschlossenen Universitätsstadt Rostock, in der Oskar Gehrig seit Beginn der zwanziger Jahre eine reiche kulturelle Tätigkeit, vor allem auf dem Gebiet der Kunstförderung entwickelte, ist Schwerin als Stadt des Landesmuseums mit seiner umfangreichen Sammlung niederländischer und flämischer Malerei zu nennen. Hier war die Wirkungsstätte von Carl Malchin gewesen, hier hatte fürstlicher Sammlersinn eine breite Grundlage für künstlerische Entwicklung gelegt. In Schwerin schuf der im vorigen Jahre als 85jähriger verstorbene Karl Hennemann seine herrlichen Holzschnitte, die in vielen Monatsheften als Kunstbeitrag erschienen. Friedrich Griese hat uns liebenswürdigerweise den schönen Holzschnitt mit dem wogenden Ährenfeld aus dem Zyklus „Heilige Erde“ zur Verfügung gestellt.

Mit Schwerin im künstlerischen Sinne eng verbunden waren auch Leben und Schaffen von Wilhelm Facklam, den wir als den Maler der reifen Kornfelder kennen, der fahlgelben Garben, über denen ein wolkenreicher Himmel in sommerlicher Hitze brütet. Zu dem leuchtenden Hell der Wolken und Garben läßt er gern die dunklen Bäume einen Kontrast bilden, der raum- und blickpunktbildend dem Ganzen ein inneres Leben gibt. Gern sucht er die mecklenburgischen Bauernhöfe und einsamen Fischerdörfer auf. Selbst einem Bauernhof entstammend hat er zeitlebens die Verbindung zum Bauerntum, und damit zum Kernbestand mecklenburgischen Lebens überhaupt, nicht aufgegeben, auch dann nicht, als er aus gesundheitlichen und Gründen

der Familienzusammenführung in die Nähe Nürnbergs zog, wo er im vorigen Jahr verstarb. Das Kreismuseum in Ratzeburg ist glücklich, zwei seiner Bilder zu besitzen. Mit dem kulturellen Leben Schwerins eng verbunden ist der Name Rud. Gahlbeck. Er ist gewiß der vielseitigste unter allen Schweriner Malern. Selbst ein Dichter von besonderer Begnadung, dem das Wort in allen gleichnishaften Formungsmöglichkeiten zur Verfügung stand, hat er auch seine Bildwelt bewußt von einer romantisierenden Grundhaltung her bestimmt. Seine engen Beziehungen zur Musik, besonders zur Oper und zum Oratorium fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Librettis und feierlichen Textdichtungen, deren schönste „Sonette um Barlachs Werk“ als Barlachkantate von Karl Etti-Wien vertont, 1954 in Wien uraufgeführt und mit dem österreichischen Staatspreis ausgezeichnet wurde. Man hat G. oft die zu starke literarische Bindung in seiner Malerei nachgesagt, z. T. wohl mit Unrecht, denn eine Persönlichkeit, die so tief im Humanen und in tiefer Religiosität verwurzelt war und deren ganze Liebe einer mystisch-romantischen Welt- und Gottanschauung galt, mußte schon einfach aus Gründen, die in der seelischen Konstitution lagen, solche Werke schaffen. Das Ineinandergreifen der künstlerischen Aussageformen in Wort, Farbe und Ton, dem er zeitlebens nachspürte, galt ihm als naturgegebene Einheit, deren Verflechtungen und Wechselbeziehungen aufzuzeigen sein unermüdliches Streben war. G. war jahrelang schöpferisch-tätiges Mitglied der Gesellschaft für Farbe-Tonforschung. Es bliebe noch vieles zu sagen über den Menschen, Erzieher und Philosophen G., aber die kurze Zeit zwingt mich, darauf zu verzichten. Nur einen seiner vielen Aphorismen möchte ich hier als zu unserer Ausstellung gegenständlicher Malerei passend sagen: „Bedenk des Wortes Doppelkern: Bald modern wird, was n u r modern.“ „Willkommen sei der schöpferische Zweifel — den nur zerstörenden, den jag zum Teufel.“ Als ich G. im vorigen Sommer zum letzten Mal besuchte, war er bereits vom Tode gezeichnet. Wenige Wochen danach ging der einsam gewordene, dem der alte Hennemann als Helfer, Tröster und Freund zur Seite stand, in die Ewigkeit. Für uns waren beide, Hennemann und Gahlbeck, treue Hüter und Förderer mecklenburgischen Geistesgutes; ihr Werk und ihr Name wird unvergessen bleiben.

In Schwerin wirkte als langjähriges Mitglied des Künstlerbundes die erfolgreiche Porträt- und Blumenmalerin Emma Kurz-Wilhelmi. 1885 als Tochter des Arztes Dr. Wilhelmi in Dassow geboren, zeigte sie schon früh Talent und Neigung zur Malerei. Nach der Schulzeit studierte sie in Basel, wo sie bald Zugang zum Kreis um Hans Thoma fand, der ihre Arbeiten sehr schätzte. Die Studien wurden später in Berlin und München fortgesetzt. Als Emma Wilhelmi bereits einige Jahre in Schwerin als Zeichenlehrerin tätig gewesen war, heiratete sie 1914 den Arzt Dr. Kurz, verlor ihren Mann aber schon im Kriege 1917. Nach dreijähriger Ehe auf sich allein gestellt, kehrte sie wieder zur geliebten Malerei zurück, vollendete ihre maltechnischen Studien am Doernerinstitut in München und lebte seither als anerkannte Malerin und Kunsterzieherin in Schwerin; nachdem 1941 auch der älteste Sohn gefallen war, wurde es immer einsamer um sie. Sie gab den Lebenskampf nicht auf, bis sie 1964 auf dem Wege der Familienzusammenführung in die BRD kam. 1968 starb sie in Oberbayern; ihre Urne aber wurde nahe der mecklenburgischen Heimat in Mölln beigesetzt.

Von Erich Venzener, Schwerin, dessen zarte Landschaften und Porträts sich durch eine lichtvolle Umdeutung der Natur im expressiven Sinne auszeichnen, stehen leider keine Bilder zur Verfügung.

Die Erben des in Schwerin als Landschaftsmaler und Kopisten am Museum tätig gewesen Fritz Lindemann haben eine Reihe verkäuflicher Aquarelle und zwei sauber ausgeführte Ölgemälde zur Verfügung gestellt. Besonders aus den Aquarellen spricht eine starke Liebe zur Heimat, zur mecklenburgischen Landschaft in all ihren Stimmungslagen.

Wir sind glücklich, auf dieser Ausstellung auch ein Gemälde des 1945 kurz vor Kriegsende an den Folgen einer schweren Verwundung verstorbenen Poeler Malers

Carl Christian Clasen zeigen zu können. Clasen war wohl die stärkste Begabung unter den jüngeren mecklenburgischen Malern, die zu den höchsten Hoffnungen berechnete. Aus dem Kreise Wismar stammt auch der, als fast Erblindete, jetzt in Bethel lebende Gustav Adolf Wulf, der bereits mit 23 Jahren durch sein großes Kreuzigungsbild, das im Besitz des Schweriner Museums ist, Aufsehen erregte. An Rubens und Grünewald geschult ging er damals einen zwar nach rückwärts gewandten, aber eigenwilligen Weg.

Von ganz besonderer Liebe zum Meer und den darüber hinziehenden Wolken sprechen die Aquarelle unseres Landsmanns Bauer aus Harburg. Er bezeichnet sich zwar bescheidenerweise als Hobbymaler, der seine alten Tage mit Freude am Schauen und Malen füllen möchte, aber das hier Geschaffene ist mehr als nur Therapie, es ist durchaus eigenwilliges Schöpfertum.

Wie alljährlich ist unser mecklenburgischer Landschaftsmaler R. Allwardt wieder mit vier Gemälden vertreten. Sie kennen alle seine in weichen Farbzusammenhängen gesehenen Bilder. Aller modernistischen Experimentiererei abhold, bleibt A. beharrlich auf der Linie der von den Meistern von Barbizon bis zu den Impressionisten vorgezeichneten Linie.

Wenn wir abschließend die Bilanz unserer diesjährigen Ausstellung ziehen, so ist die Feststellung ermutigend, daß unsere Künstler die heimatlichen Bindungen nicht nur nicht aufgegeben, sondern sie in ihren Arbeiten weiter gepflegt haben. Indem ich an die Ausführungen vom Anfang meines Vortrages über die Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Heimat anknüpfe, möchte ich gerade im Gedächtnis an die Verstorbenen, deren Werke als ein Vermächtnis vor uns stehen, mit einem Spruch von Agnes Miegel schließen.

Du hast in Krieg und Schrecken
mich wunderbar bewahrt,
Gabst Kraft dem müden Herzen auf später Wanderfahrt,
Gabst Zuflucht im vertrauten,
im herben Wind vom Meer,
Führtest zu deutschem Lande
mich gnädig wieder her,
Gabst Dach und Brot und Treue,
die niemals mich verlassen,
Lehrtest mich täglich aufs neue
nichts als den Haß zu hassen.

Goethes Ruf an die Menschen

Betrachtungen zu seinem 225. Geburtstag

Von Babetta G o g l

Wenn Plato über den Eingang seiner Akademie die Worte setzte: „Niemand trete hier ein, der nicht Mathematik gelernt hat!“ so hätte Goethe über seine Tür schreiben können: „Niemand trete hier ein, der nicht Ehrfurcht vor dem Leben hat!“

Von allen großen Geistesführern ist es wohl Goethe, der berufen ist, den Menschen den wahren Sinn des Lebens zu weisen. Blicken wir unseren Lebensweg und den der vergangenen Geschlechter des letzten verkrampften Jahrhunderts der Technik zurück, so weht uns der Hauch des Vergänglichen alles Irdischen entgegen. Steht auch das gegenwärtige Dasein stark unter den Spannungen politischer Geschehnisse, so ist der unsichtbare Kampf um die Grundlagen einer neuen und doch uralten Kultur weitaus ernster und tiefergreifender, einer Kultur als Blüte der Seelenhaltung.

Trotz Goethes Erscheinen auf dieser Erde, hat der sittliche und kulturelle Stand keinen Aufstiege genommen; die Menschheit hat vielmehr durch Seelen-, Herzens- und Geistesarmut ein stetes Sinken des sittlichen und kulturellen Lebens verursacht. Nicht nur, daß die Menschen die äußeren Lebensordnungen entbehren, sie sind schlimmer noch aus den natürlichen Zusammenhängen und Bindungen des Lebens, aus den Bindungen mit Gott und Natur verdrängt worden, was die Auflösung der natürlichen Zustände des menschlichen Gemeinschaftslebens zur Folge hat.

Der Erstarrung des abendländischen Geistes im rationalistischen Denken, dem alles Denken der letzten 150 Jahre als Folge zuzuschreiben ist, setzt Goethe seine Ehrfurcht vor dem Leben entgegen. Mit ihm setzt ein Ringen um eine neue Lebensordnung ein, die den toten Wertbegriffen des Rationalismus und Materialismus entgegengestellt ist. In allen seinen Werken gibt Goethe dem Leben seinen ursprünglichen Sinn als einer auf Wesenserkenntnis gerichteten Erscheinungsform wieder. Er führt zurück zur Unmittelbarkeit, zu Gott, zur Natur. In tiefer Reinheit leuchtet aus allen seinen Werken sein religiöses Urerlebnis auf, Gottes innezuwerden in Natur- und Weltgeschehen, „in allen Elementen Gottes Gegenwart zu sehen“. Und aus dem Bekenntnis Goethes zum Leben, zu Gott, zur Natur spricht der tiefere Sinn, sein Bekenntnis zum Menschen. Er sieht den Menschen als Mittelpunkt des Weltgeschehens, als Naturwesen und Gleichnis Gottes. Mit seiner Erkenntnis, daß der Mensch wie Tier, Pflanze und Gestein in die Naturgestaltung und -wandlung eingeschlossen ist, daß er zugrunde geht, wenn er diese Naturgesetze mißachtet; mit dieser Erkenntnis rührt Goethe an die letzten Wesensgründe des Lebens. In seinen Dichtungen und wissenschaftlichen Schriften, besonders aber durch sein eigenes Leben zeigt er, daß der Mensch nur leben und die Menschheit nur erhalten bleiben kann, wenn sich der einzelne vom Materialismus abwendet und nach den Werdengesetzen der Natur lebt.

Inhalt und Ziel des Menschenlebens war für Goethe Menschsein schlechthin. Mochte sich sein Weltbild auch erweitern, verdichten, so kehrten seine Gedanken von der Erlösung vom Bösen und der Wiedergeburt zum reinen Leben, der Wandlung zu neuer Lebensform doch immer wieder zu diesem Mittelpunkt zurück. Aus allem, was er sprach und schrieb, schimmerte immer das rein Menschliche hindurch.

Goethes Leben und Worte sind ein Ruf an die Menschen, sie sind wie ein Licht, das den Völkern voranleuchtet. Aber sie sind ihm nicht gefolgt, nicht einmal sein eigenes Volk. Nur vereinzelt haben Menschen seine Worte in sich aufgenommen, so daß er ihnen Wegbegleiter durchs Leben wurde. Einer dieser Wenigen, Carl Alexander, der Großherzog von Sachsen-Weimar, schrieb im Jahre 1900: „Ich könnte alles entbehren,

Goethe nicht. Goethe ist ein Geist, den ich immer nötig habe, um mich weiter zu bilden und um das Leben möglichst richtig zu verwerten. Goethe muß durch das große Beispiel seiner Selbsterziehung einen magischen Einfluß auf alle die Seelen ausüben, die streben, den Zweck des Lebens siegreich aus dem Leben davonzutragen.“

Für Goethe ist der an sich selbst arbeitende Mensch der Sinn des Lebens überhaupt. Er sieht im Leben die Offenbarung des Ewigen. Im Handeln, im Ringen um das Gute erreicht der Mensch die Vollendung, erfüllt er das höhere Lebensgesetz. Und auch das Leiden ist eine Form des Handelns, wo immer es sich um seelischen Kampf und Überwindung handelt. In solchen erkenntnisvollen Leiden erhebt sich der Mensch und wächst, um das Gute ringend, über sich selbst hinaus. Zu allen Zeiten seines Lebens betont Goethe, daß der Mensch sich selbst das größte Rätsel sei und die schwerste Aufgabe an sich selbst lösen müsse, nämlich durch Selbsterziehung zur Läuterung zu gelangen.

Während der ganzen Dauer seines Lebens ringt er mit sich selbst, des Zwiespaltes zwischen Naturtrieb und Sittengesetz Herr zu werden. Mehr als seine Dichtungen und naturwissenschaftlichen Werke aber, sind es vornehmlich seine Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Gespräche, die einen tieferen Einblick in sein Ringen um geläuterte Lebensform aufweisen, und die als Vorbild und Wegweiser zum wahren Leben und zum höheren Menschentum leiten. Goethes Grundanschauung über Natur, Gott und Mensch liegt ein tiefer Gedanke zugrunde, wonach jeder Mensch einen einzigartigen Gottesgedanken darstellt; er lebt in der Brust jedes einzelnen, oft genug verdeckt, als der treibende und wärmende Funke, der nach seinem vollständigen Sich-Ausleben, Sich-Entfalten verlangt. Diesen Drang soll der Mensch immer deutlicher zu vernehmen und zu befolgen streben, um sich schließlich zu reinster Darstellung seines ursprünglichen Keimes hinaufzuläutern. „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen, was zu fliehen.“ So spricht Goethe im „Tasso“. Nicht das starre Streben nach Wissen, sondern mit ehrfürchtigem, lebensnahem Sinn das aufnehmen, was die eigene Persönlichkeit heranbildet, um sie einmal in den Dienst des Ganzen stellen zu können. Als sein „Faust“ zuletzt die höchste Lebensstüchtigkeit erreicht hat, läßt er ihn danach streben zu dienen, und zwar einem ganzen Volke zu dienen. Ist doch der Inhalt seines faustischen Lebens ein „Immerstrebend-sich-Bemühen“. In unermüdlichem Streben richtete Goethe den Glauben an die Menschheit auf, und sein Vorbild zur Selbsterziehung und Selbstüberwindung kann zur Erlösung nicht nur des deutschen Menschen, sondern der ganzen Menschheit werden. Mit harter Strenge gegen sich selbst, mit unerbittlicher Härte zur Pflicht und Entsagung erzieht sich Goethe und überwindet durch Arbeit sich selbst. Seine ganze Menschwerdung ist ein Kunstwerk seines Willens, das Ergebnis einer Ausgewogenheit zwischen Naturtrieb und Sittengesetz. Entsagung bedeutete ihm Verzicht auf persönliche Ansprüche, um i n n e r e Werte zu erwerben, um alle seine Kräfte zur menschlichen Gestaltung, zur menschlichen Persönlichkeit zu entfalten. Entsagung bedeutete ihm, nicht jeden Trieb der Seele auszuleben, sondern alle Kräfte durch i n n e r e s Arbeiten, was ihm gleichbedeutend mit Wachstum war, in ein Gleichgewicht zu bringen, zu einem maßvollen, gegliederten Lebensplan zu kommen. Als erste Aufgabe sieht er, sich dem Sittengesetz zu beugen bis in die einfachsten Handlungen und seine Pflicht zu erfüllen auch dann, wenn sie vor einem selbst als zweifelhaft erscheint. Arbeit an sich selbst ist ihm der Weg zu höherer Menschlichkeit. Er sieht das Leben als Gestaltung seines Selbsts für den Dienst am Ganzen. Jeder Schmerz, jedes Leid, jedes freudige und schmerzliche Erleben bedeutete ihm Prüfstein, um immer lauterer zu werden, um sich zur sittlichen Größe zu erziehen. Selbstbeobachtung, Selbstprüfung und Selbstreinigung waren ihm der Weg dazu. Und die Natur war ihm Vorbild für das menschliche Leben.

Obgleich seine Freunde als Menschen an ihm zerbrachen, obgleich die Arbeit im Amt ihn verbitterte, blieb Goethe dennoch der lebensbejahende Mensch und wuchs im Ringen um sein reines Menschentum in einsamer Größe über alle hinaus.

Viktor von Strauß und die mecklenburgische Ritterschaft

Eine Denkschrift aus dem Jahre 1857

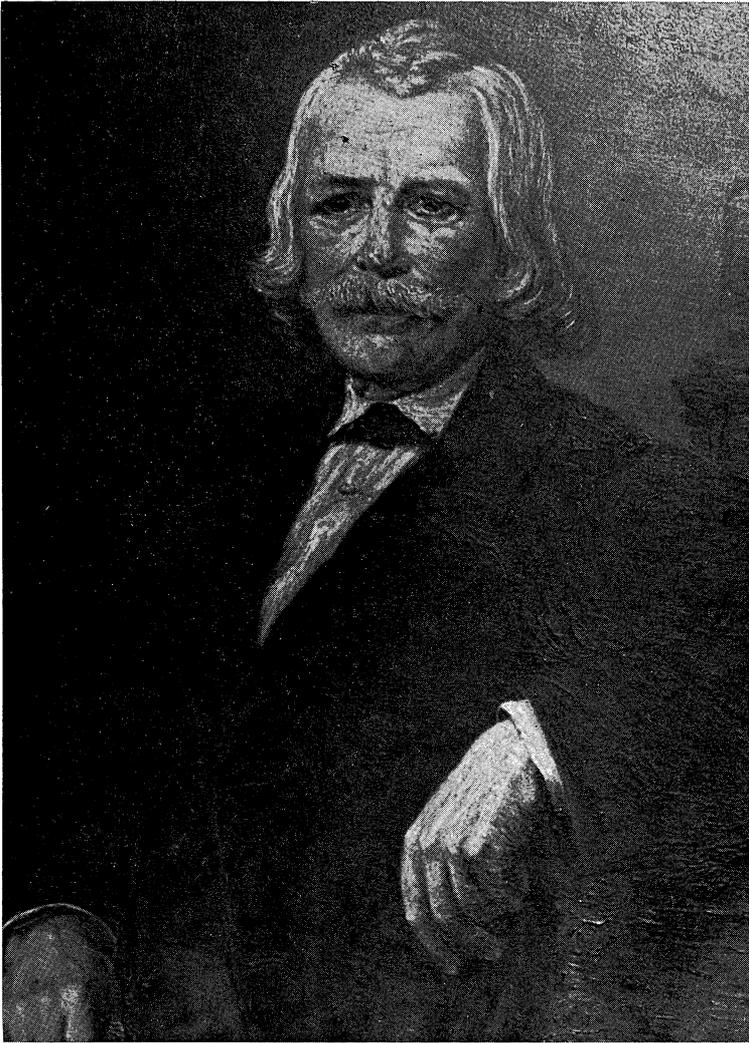
Von Helge Bei der Wieden

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts dürfte es nur wenige Menschen gegeben haben, die, sofern sie nicht selbst der Ritterschaft angehörten, die mecklenburgischen Verfassungsverhältnisse für zeitgemäß hielten und sich außerdem noch bemühten, sie über die Zeiten zu retten. Das öffentliche Leben beider Mecklenburg bestimmte sich noch immer nach dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755, der zwar weitgehend bestehendes Recht kodifiziert hatte, aber damit die Herzöge von dem Willen der Stände abhängig hielt. Ritterschaft und Landschaft, die Besitzer von Rittergütern und die Städte, traten zum Landtag zusammen, die übrige Bevölkerung war von der politischen Willensbildung ausgeschlossen.

Doch das Revolutionsjahr 1848 war auch in Mecklenburg nicht ohne Spuren zu Ende gegangen. Im Herbst 1848 war ein verfassungsgebender Landtag beider Mecklenburg zusammengetreten, der im Sommer des nächsten Jahres ein Staatsgrundgesetz verabschiedete. Die Paragraphen des Erbvergleichs waren aber stärker als der Wunsch nach einer konstitutionellen Monarchie. Wohl unterzeichnete der Schweriner Großherzog das Staatsgrundgesetz, setzte es in Kraft und hob die landständische Verfassung mit den Korporationen von Ritterschaft und Landschaft auf, doch dagegen erhoben der Strelitzer Großherzog Georg mit sämtlichen Agnaten des Hauses Mecklenburg (darunter auch der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV.) und die Ritterschaft Einspruch. Darauf kam es zu einem Schiedsgerichtsverfahren, das die Neuerungen für rechtswidrig erklärte und die alten Verfassungszustände wieder herstellte¹⁾. In Mecklenburg hat man in den folgenden Jahrzehnten — besonders nach der Reichsgründung von 1871 — mehrfach versucht, die altständische Verfassung durch ein moderneres Staatsgrundgesetz abzulösen. Eine Einigung der beteiligten Parteien kam aber bis zum Ende der Monarchie nicht zustande²⁾. Erst 1918 fand Mecklenburg den Anschluß an die verfassungsmäßige Neuzeit.

Der Mann nun, der sich dafür einsetzte, diese Verhältnisse zu bewahren, indem er versuchte, die Ritterschaft als Ganzes zu festigen und zu stärken, war der schaumburg-lippische Geheime Kabinettsrat und Gesandte beim Bundestag in Frankfurt Viktor von Strauß.

Wer war nun dieser Mann? Viktor Strauß wurde 1809 in Bückeberg als Sohn eines Buchbinders geboren. Obwohl seine Eltern bald starben, konnte er durch die Protektion des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, die ihm sein ganzes Leben erhalten blieb, das Gymnasium in Lemgo besuchen und danach an den Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen Jura studieren. 1832 trat er in den schaumburg-lippischen Staatsdienst und heiratete Albertine von Torney, deren Familiennamen er später dem seinen hinzufügte. Strauß wurde Archivrat und schließlich Kabinettsrat in Bückeberg. 1851 erhob ihn der österreichische Kaiser in den Adelsstand. Seit 1853 vertrat er Schaumburg-Lippe beim Bundesrat in Frankfurt. Seine Haltung vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges rettete zwar die Selbständigkeit des Fürstentums, Strauß zog sich aber den Zorn Bismarcks zu und mußte sich ins Privatleben zurückziehen. Er ließ sich in Dresden nieder und starb dort 1899³⁾. Viktor von Strauß war vielseitig begabt. Neben Dichtungen schrieb er staats-theoretische Abhandlungen, neben theologischen und religionsgeschichtlichen Arbeiten befaßte er sich mit Übersetzungen aus dem Chinesischen. Noch heute gilt seine Übersetzung und Kommentierung des Tao Te King von Lao-Tse international als die beste⁴⁾.



Viktor von Strauß und Torney

Ausschnitt aus einem Gemälde, das Viktors Sohn Lothar zugeschrieben wird
Bezeichnet: V S T. 1897

Original im Besitz des Schaumbug-Lippischen Heimatvereins e. V., Bückeburg

Da eine wissenschaftliche Biographie bislang fehlt ⁵⁾, — die Arbeiten seiner Enkelin Lulu von Strauß und Torney vermengen Dichtung und Wahrheit ⁶⁾ —, ist es gegenwärtig kaum möglich, die Persönlichkeit Viktor von Strauß' wirklich zu würdigen. Zweifellos war seine Grundhaltung konservativ, um nicht zu sagen: reaktionär. So glaubte er, als er sich Gedanken um die Auswahl von Professoren und Vorlesungen für einen Prinzen machte, ausdrücklich vor dem Historiker Dahlmann warnen zu müs-

sen 7). Dahlmann war einer der „Göttinger Sieben“ gewesen und später liberaler Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung. Mochte hier bei Strauß Abneigung gegen einen Mann mitspielen, der den Monarchen nicht mehr unbeschränkte Rechte zugestehen wollte, die ihn dessen wissenschaftliche Leistung gering achten ließ, so zeigt sich seine konservative Haltung in einer Unzahl von Voten, die er neben der eigentlichen Regierung für seinen Fürsten zu den verschiedensten Sachfragen abgab. Dabei fanden seine Ansichten zu wirtschaftliche Fragen keineswegs immer die Gegenliebe seines Herrn, der auf diesem Gebiet durchaus modern dachte und so den Reichtum des Hauses Schaumburg-Lippe begründete.

Trotz dieser Haltung findet Strauß in der schaumburg-lippischen Geschichtsschreibung eine gewisse Verklärung, weil er 1866 die Selbständigkeit des Landes gerettet hat ⁸⁾. Wesentlich ungünstiger sind Beurteilungen von außerhalb, die darauf hinweisen, daß sein Verhalten bei der Frankfurter Abstimmung, die zum Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges führte, doch nicht völlig korrekt gewesen sei ⁹⁾, oder in denen Strauß als eitel erscheint und als Mensch, der „über dem Wollen die Grenzen seines Könnens“ vergaß ¹⁰⁾. Doch diese Kritik trifft, will man den ganzen Menschen beurteilen, nur bedingt zu, weil sie nur Teile eines langen Lebens erfaßt. Eine Würdigung Straußens von der menschlichen Seite her und aus seinen Veröffentlichungen heraus hat Gerhard Kahlo in wenigen Sätzen unternommen: „Man kann aus Strauß' Veröffentlichungen sehr genau ablesen, was er . . . politisch ‚durchgemacht‘ hat. Das hat Wunderlich überhaupt nicht gemerkt! . . . Wenn man seine Bücher ‚durchhackert‘, gewinnt man ein durchaus liebenswürdiges Bild von Str. (Ich kann das um so besser beurteilen, weil ich selbst genau gegenteilig eingestellt bin, sowohl ‚religiös‘ wie ‚politisch‘.) Str. ist ‚an‘ Bismarck ‚kaputt‘ gegangen . . . Aber menschlich sympathisch ist, daß Strauß auf freundlichem patriarchalischem Standpunkt steht, und daß er nach seiner (übrigens ehrenvollen) Abhalfterung weder wütend noch melancholisch ist, sondern etwas tut, nämlich (sehr gut!) chinesisches lernt und zwei chin. Bücher gut übersetzt hat. Also ein sauberer Charakter — weshalb er ja auch noch im hohen Alter ‚ungebrochen‘ war. Das macht einen imponierenden Eindruck ¹¹⁾.“

Das, was Kahlo freundlich patriarchalischem Standpunkt nannte, dürfte das Wesen des Straußschen Konservativismus ausmachen. Er wollte nicht vergangene oder vergehende Zustände wiederherstellen oder erhalten, um bestimmte Machtverhältnisse zu festigen, sondern er war der aufrichtigen Überzeugung, daß seine Vorstellungen, richtig durchgeführt, dem Wohle aller Menschen dienen.

Strauß hat seine politischen Anschauungen unter dem Titel „Briefe über Staatskunst“ zusammengefaßt und 1853 anonym der Öffentlichkeit übergeben ¹²⁾. Als die preußische Zensur sich jedoch mit dem Buch befaßte, bekannte er sich sofort zu ihm. In dem Kapitel „Der Adelsstand“ finden wir schon die Ansichten dargestellt, die Strauß dann wenig später auf die mecklenburgischen Verhältnisse übertragen in einer Denkschrift niedergelegt und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin übersandt hat.

Als Viktor von Strauß am 24. Juni 1857 zusammen mit seiner Tochter Hedwig nach Bad Pyrmont zur Kur kam ¹³⁾, traf er dort den Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, der sich schon seit einigen Tagen mit seiner Familie dort aufhielt ¹⁴⁾. Strauß nahm die Gelegenheit wahr, bat um eine Audienz und trug auf dieser seine Ansichten über den mecklenburgischen Ritterstand vor. Der Großherzog scheint die Ausführungen wohlwollend aufgenommen zu haben, denn Strauß nahm die Audienz zum Anlaß, seine Gedanken schriftlich niederzulegen und dem Großherzog zuzusenden.

Am 7. September schrieb er unter Berufung auf die Audienz an den Großherzog und übermittelte ihm den Text seines Planes, der „die neue Hebung und Kräftigung der Mecklenburgischen Ritterschaft zum Ziele hatte“. Er bezeichnete dabei die Stände als „kostbaren Schatz“, den Mecklenburg als einziges Land „aus den verheerenden

Stürmen der Zeit gerettet“ habe. Die Folgen ihrer Erhaltung und Kräftigung „müßten ganz Deutschland zu Gute kommen“¹⁵⁾.

Gleichzeitig wandte sich Strauß auch an den Landrat Grafen v. Bassewitz auf Schwiesel mit dem gleichen Anliegen. Er sei vor Jahren in Mecklenburg gewesen (vermutlich im Auftrage seines Fürsten, dessen Familie seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts nicht unerheblich in Mecklenburg begütert war) und habe die spezifische Art der dortigen Stände, die „durch Gottes Gnade unerwartet dem Untergange entrissen“ worden seien, kennengelernt. Er habe in Pymont seine Gedanken nicht nur dem Großherzog vorgetragen, sondern sie auch mit mehreren mecklenburgischen Edelleuten besprochen und hoffe, daß Bassewitz sich seinem Plan anschließen werde.

Was nun hatte Viktor von Strauß dem Großherzog zu unterbreiten? Er schilderte zunächst den Umfang des ritterschaftlichen Besitzes in Mecklenburg und fuhr dann fort: „Der Einsichtige bedarf keines Nachweises, wie sehr unter diesen Umständen das Wohl des Landesherrn, die Aufrechterhaltung und die segensreichen Wirkungen der bestehenden Verfassung, die heilsame Ordnung der Gesellschaft, der befriedigende Zustand eines großen Theils der ganzen Einwohnerschaft abhängt einestheils von der sittlichen Würde, Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit der Gutsbesitzer, von ihren christlichen, allem Gemeinen abholden, dem Landesfürsten treu ergebenden, conservativen Gesinnungen, von ihrer höheren, menschlich edlen und politisch gesunden Bildung, anderentheils von der Stetigkeit des Gutsbesitzes bei solchen Personen und Familien, welche durch Herkunft, Erziehung, Überlieferung, äußerliche Stellung und geselligen Umgang berufen, verpflichtet und geeignet sind, jene Gesinnung, Sitte und Bildung an sich darzustellen, auf die Nachkommen fortzupflanzen. Diesen Beruf, diese Verpflichtung hat der Adel; ihnen nachzukommen, bietet der große Grundbesitz ihm die Mittel.“ Hieraus ergebe sich zweierlei: der Adel müsse einerseits seinen Grundbesitz zur „Bethätigung achtadliger Gesinnung, Sitte und Bildung anwende[n]“, zweitens dürfe der Grundbesitz nicht zum Spekulationsobjekt werden. Bedauerlicher Weise seien aber schon viele Rittergüter in den Besitz von Personen gelangt, die seinen Forderungen nicht nachkämen oder dies auch gar nicht wollten. „Es sind dieß die sogenannten bürgerlichen Gutsbesitzer, neben ihnen auch noch einige Adlige, die mit ihnen gleiche Zwecke und gleiches Verfahren haben. Es sind dieß diejenigen, deren größte Mehrheit bei dem Erwerb und Besitz der Güter nur den augenblicklichen materiellen Gewinn im Auge hat, sich stets zu vorteilhaftem Wiederverkauf und neuem Ankauf bereit zeigt, den großen Grundbesitz zu einem gemeinen Speculationsgegenstande herabwürdigt und ihn aus einem dauernden Träger edler Geschlechter zum Spielball gewinnsüchtiger Willkür macht.“

Strauß verwies dann auf die Gefahren, die aus der Spekulation entstünden. Was, wie Waldungen, durch Generationen gepflegt werden müsse, gehe zugrunde. Ein „bleibendes persönliches Verhältniß, eine gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Gutsherrn und Gutsunterthanen mit ihren segensreichen Folgen“ könne „sich nicht bilden“. Und schließlich werde „die obrigkeitliche Autorität untergraben“, wenn Unwürdige die gutsherrliche Gerichtsbarkeit ausübten. Dazu komme „das Unangemessene, Bedenkliche und Unwürdige, daß jeder glückliche Speculant und rohe eigennütziges Geldmensch, jeder emporgekommene verschmitzte Advocat sich für sein Geld mit einem Rittergute obrigkeitliche Rechte, ja Sitz und Stimme am Landtage kaufen kann.“ So verliere der Adel seinen Einfluß.

Eine Änderung dieser Verhältnisse sei von der Regierung nicht zu erwarten. „Nur von daher, wo das Übel selbst entsprungen ist, können auch die Mittel zu seiner Heilung kommen: aus dem Grundadel selbst.“

Frage man nun nach dem Grund, weshalb Rittergüter verkauft worden seien, „so wird die Antwort seyn müssen: Jene Männer haben ihre Güter deshalb nicht für ihre Familien erhalten, weil ihnen die individuelle Ungebundenheit in jeder Form mehr galt,

als die Erhaltung der Familie und des Standes, denn der ächtadlige Familien- und Standesgeist war in Abnahme gerathen und beherrschte den Einzelnen nicht mehr, weil das corporative Leben des Grundadels erschlappt, sein corporativer Zusammenhalt gelockert und selbst nicht mehr von ächtem Standesgeist erfüllt und getragen war.“

Aber nur eine Korporation „aller Einsichtigen und Wolgesinnten“ könne dem Übel steuern. Er wolle daher „zur Bildung eines solchen Vereins auf(zu)fordern und dessen Erfordernisse, Wesen und Wirksamkeit in ihren Grundzügen an(zu)deuten.“

Das wichtigste sei die „moralische Grundlage“ der adligen Gesinnung. Der Grundbesitz allein bewirke nichts, aber es werde „mit Recht so großer Werth auf die Abstammung aus einem alten adligen Geschlechte gelegt, weil man voraussetzen darf, daß in einem solchen alles das geweckt, belebt und durch Erziehung, Beispiel und Überlieferung gepflegt und ausgebildet werde, was den wahren Edelmann auszeichnet, die Gesinnungen strenger Ehrenhaftigkeit, echter Treue und Hingebung an alles Würdige und Hohe, unbestechlicher Gerechtigkeit und christmenschlicher Milde, die Erkenntniß und Anerkenntniß alles Ehrwürdigen und Geziemenden, echter Sittlichkeit und feiner Sitte, die Übung verständiger Theilnahme an den öffentlichen Dingen und eines guten Regiments über die eignen Untergebenen, das immer zur That werdende Vermögen und Wollen, dem Allem gemäß zu seyn, zu leben und zu wirken“. Diese Haltung sei unbedingt zu fordern, denn: „Ein Adelstand, der vom wahren Adel nicht mehr hätte, als nur die Abstammung und die Güter, müßte untergehen und wäre schon untergegangen.“

Die erste Aufgabe des Vereins solle daher die Pflege der von Strauß definierten adligen Gesinnung sein. Die zweite sei dann ihre Verbreitung möglichst in der ganzen mecklenburgischen Ritterschaft.

Der Verein dürfe daher nur als Mitglied annehmen, wer diese moralischen Forderungen erfülle. Gehörten dem Verein aber erst einmal die ausgezeichnetsten Geschlechter an, so werde es schließlich für den einzelnen zum bedenklichen Zeichen, nicht Mitglied zu sein. Landesherrliche Protektion sei dabei wünschenswert und werde wohl auch gewährt werden. Es beständen auch keine Bedenken, ausländische Adlige, die in Mecklenburg begütert seien und den Zielen des Vereins nachlebten, aufzunehmen, allerdings müßten sie schon fünf Jahre im Lande ansässig sein. Doch auch bürgerlichen Gutsbesitzern soll der Zugang nicht verwehrt bleiben. Bewiesen sie adlige Gesinnung und sicherten sie ihre Besitzungen für ihre Familien durch Fideikomnisse, so sollten sie aufgenommen werden, jedoch erst, wenn sie mindestens zehn Jahre ansässig gewesen seien. „Für ausgezeichnete und verdienstvolle Mitglieder dieser Art würde der Verein die Erhebung in den Adelstand auswirken.“ Strauß will die Ausbildung einer adligen Kaste vermeiden, schon um eine Opposition der bürgerlichen Grundbesitzer gegen den Verein zu vermeiden.

Die nächste Pflicht der Mitglieder sei es, ihre Güter unter allen Umständen für die Familien zu erhalten, am besten durch Stiftung eines Fideikommiß. Alle müßten sich verpflichten, ohne Not keine Güter zu verkaufen. Werde dies aber doch erforderlich, so sollten sie zunächst den anderen Vereinsmitgliedern und dann schließlich dem Verein selbst angeboten werden. Ein derartiges Vorkaufsrecht solle auch rechtlich verankert werden. Sollte ein Mitglied aus dem Verein ausgeschlossen werden müssen, so bliebe bei einem Verkauf das Gut dem Verein doch erhalten. Gerade aber ein Mitglied unverschuldet in Not, so werde der Verein die verschiedensten Möglichkeiten ergreifen, ihn oder seine Familie im Besitz der Güter zu erhalten. Sei dies aber nicht mehr möglich, so blieben die Besitzungen dennoch durch das Vorkaufsrecht beim Verein.

Endlich solle der Verein sein Augenmerk darauf richten, Güter, die der Ritterschaft abhandengekommen seien, zurückzukaufen. Dies vermöchten nur wenige einzelne zu tun, daher müsse der Verein einspringen. „Bekannte Unternehmungen neuerer Zeit auf industriellem Gebiete haben gezeigt, welch unglaubliche Erfolge sich durch das verei-

nigte große Capital erreichen lassen, die unmöglich sind, solange dasselbe noch in viele kleine Capitalien zersplittert ist.“ Es komme dabei aber nicht einmal nur auf das Barvermögen der Mitglieder an, sondern auf die Kreditwürdigkeit des gesamten Vereins, der allein schon dadurch die Mittel zum Rückkauf von Gütern erlangen könne.

Strauß befaßte sich dann mit Einzelheiten der Durchführung. Er gab Hinweise für die Finanzierung und Ratschläge für den Kauf von Gütern und ihre Bewirtschaftung, solange sie nicht an Vereinsmitglieder weiterverkauft sind. Umriss der Organisation des Vereins beschlossen seine Vorschläge.

Am Ende seiner Denkschrift wies Strauß noch einmal auf die Möglichkeit einer Vereinsgründung hin und hob ihre politische Notwendigkeit hervor: „Der Mecklenburgische Grundadel hat noch viele würdige, einsichtige, begüterte Mitglieder, welche vollkommen geeignet seyn würden, einen Verein mit den oben entwickelten Tendenzen zu bilden und heranzuziehen. Sie können sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß ein entschiedenes Zusammentreten zur Haltung der bedrohten, schon vielfach gefährdeten Stellung, zur Wiederherstellung des Verlorenen, auf Grund und im Geiste des wahren, unveränderlichen Berufes des Adels, das einzige Mittel ist, um nicht früher oder später hinweggespült zu werden von den Wogen der Zukunft, die schon einmal über das Land hingerauscht sind und höher und stürmischer wiederkehren dürfen.“

Dies waren Straußens Vorschläge. Wie der Großherzog sie aufgenommen hat, war nicht zu ermitteln ¹⁶⁾.

Das Bestreben der Denkschrift, gesellschaftliche Verhältnisse zu bessern, nicht nur Altes zu bewahren, ist eindeutig. Das Bild, das sich jedoch Strauß von dem Personenkreis machte, auf den er abzielte, entsprang romantischer Verklärung. Er mag wohl den einen oder anderen mecklenburgischen Ritter gekannt haben, der seinen Vorstellungen von einem Edelmann entsprach, über das Wirken anderer dürfte er aber kaum ausreichend Kenntnis gehabt haben. Das, was Strauß von einem Adligen verlangte, war immer nur die Gesinnung einzelner, nie die einer größeren Gruppe. Daher hätte sein Plan, wäre er durchgeführt worden, auf Dauer keinen Erfolg haben können. Straußens Gedanke eines „Ober-Fideikomiß“ ist zwar bestechend — sofern man die damit verknüpften Ziele gutheißt —, verlangte aber eine Solidarität innerhalb der Ritterschaft, die es in diesem Ausmaß nie gegeben haben dürfte. Selbst Straußens Landesherr war keineswegs geneigt, unrentable Güter in Mecklenburg zu behalten, sondern er war durchaus auf seinen Vorteil bedacht.

Wenn man sich nun fragt, weshalb gerade ein Beamter aus Schaumburg-Lippe, der keine persönlichen Beziehungen zu Mecklenburg hatte, sich dafür einsetzte, die sittlichen und ökonomischen Grundlagen der mecklenburgischen Ritterschaft zu erneuern und zu festigen in einer Zeit, in der diese Institution längst zum offenen Anachronismus geworden war, so wird man nur den Lebensgang Straußens nennen können. Strauß kam aus einer Handwerker-Familie und war in den Adelsstand aufgestiegen. Sicher war er zu differenziert veranlagt, um allein aus dem „von“ vor seinem Namen seine neue gesellschaftliche Stellung zu erklären. Er suchte nach einer tieferen Begründung, auch seiner eigenen Standeserhebung. Da außerdem die politische Bedeutung des niederen Adels ständig geringer wurde, mußten Strauß die mecklenburgischen Verhältnisse faszinieren, die nicht nur den Absolutismus, sondern gerade auch die Revolution von 1848 überlebt hatten. In Mecklenburg konnte der Adel noch voll zur Geltung kommen. Da die Verhältnisse aber nicht so waren, daß die Adels Herrschaft noch eine innere Berechtigung gehabt hätte, versuchte Strauß mit seinen Vorschlägen eine Erneuerung in Gang zu bringen. Doch der konservative Romantiker Strauß übersah, daß die mecklenburgische Ritterschaft „den Wogen der Zukunft“ im Grunde schon zum Opfer gefallen war, wenn auch das Gerüst der Institution noch über ein halbes Jahrhundert hielt.

Anmerkungen

- ¹⁾ Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 3: Bismarck und das Reich, Stuttgart 1963, S. 220 ff.
- ²⁾ ebd., Bd. 4: Struktur und Krisen des Kaiserreichs, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1969, S. 422 ff.
- ³⁾ Franz Brümmer: Viktor v. Strauß, in ADB, Bd. 54, Leipzig 1908, S. 614 ff.
- ⁴⁾ Professor Dr. Gerhard Kahlo, Cottbus unter dem 8. 12. 1971 an Verf.
- ⁵⁾ Die einzige biographische Übersicht ist der Artikel in der ADB (s. Anm. 3).
- ⁶⁾ Lulu von Strauß und Torney: Vom Biedermeier zur Bismarckzeit. Aus dem Leben eines Neunzigjährigen, Jena 1933. — Dies.: Viktor von Strauß und Torney, in: Niedersächsische Lebensbilder, Bd. 1, hg. v. Otto Heinrich May, = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen 22, Hildesheim/Leipzig 1939, S. 381 ff.
- ⁷⁾ Staatsarchiv Bückeburg: Des. F A XXXV 28 E 64 (v. Strauß an Georg Wilhelm Fürsten zu Schaumburg-Lippe, d. d. Bückeburg, 13. September 1853).
- ⁸⁾ Hans Wunderlich: Ein schauburg-lippischer Staatsmann: Viktor von Strauß und Torney als Dichter, Politiker und Mensch, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 32 (1960), S. 236 ff. — Ders.: Das Schicksal des Fürstentums Schaumburg-Lippe im Krisenjahr 1866. Viktor von Strauß gegen Otto von Bismarck, in: Schaumburg-Lippische Mitteilungen 19 (1968), S. 19 ff.
- ⁹⁾ Peter Geiger: Geschichte des Fürstentums Liechtenstein 1848 bis 1866 (Diss. Universität Zürich), in: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 70 (1970), S. 379.
- ¹⁰⁾ Brigitte Miels: Viktor von Strauß und Torney. Betrachtungen zu seinem Nachlaß, in: Schaumburg-Lippische Heimat-Blätter, 13. Jg. (1962), Nr. 11.
- ¹¹⁾ S. Anm. 4.
- ¹²⁾ [Viktor von Strauß:] Briefe über Staatskunst, Berlin 1853. — „Der Adelsstand“ S. 188—307.
- ¹³⁾ Kurliste vom 24. Juni 1857, Nr. 11 und 12 (Mitteilung des Stadtarchivs Bad Pyrmont vom 4. 6. 1974).
- ¹⁴⁾ Kurliste vom 20. Juni 1857, Nr. 62—66 (s. Anm. 13). — Grossherzoglich Meklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender, 1858, Schwerin, I, 303: 20. Juni Weiterfahrt von Hannover nach Pyrmont, 21. Juni Ankunft in Pyrmont. Der Großherzog reiste am 28. Juni wieder nach Hannover.
- ¹⁵⁾ Staatsarchiv Bückeburg: Dep. 7 Nr. 220a (v. Strauß an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, 7. September 1857, Abschrift). — Unter dieser Signatur befinden sich auch in Abschriften (alle drei von Straußens Hand) das Schreiben vom gleichen Tage an den Grafen Bassewitz und die Denkschrift.
- ¹⁶⁾ Mitteilung des Staatsarchivs Schwerin vom 20. 6. 1974.

Wenn ich so viel Geld hätte, sagte Ringelnetz, und so viel Macht, daß ich alles auf der Welt ändern könnte, dann ließe ich alles, wie es ist.

Familienbeziehungen zu Fritz Reuter

Von Walter Burmeister

Lieber Walter Lehmbecker!

Ich muß Dir doch noch persönlich danken für das ausgezeichnete „Fritz-Reuter-Sonderheft“ in der Zeitschrift „Carolinum“. Keine Zeile habe ich beim Lesen ausgelassen, mich immer wieder herzlich gefreut zu diesen und jenen interessanten Darstellungen und dabei noch so manches gefunden, was meine eigenen Erinnerungen erweitert und ergänzt.

Ich bin ja 1894 in der Reutergegend geboren und dort auch aufgewachsen. Mein Heimatort Ulrichshusen gehörte zur „Gräflich-Hahnschen-Begüterung“ und somit auch zum „Ritterschaftlichen Amt Stavenhagen“. Mein Vater war 1845 auf die Welt gekommen und hat noch manche Bauernhochzeit miterlebt, an der auch Editha Hahn geb. Wartensleben, Gattin des Grafen Kuno Hahn, teilnahm und im Trinken und Zigarrenrauchen hinter keinem Gast zurückstand. Über diese Dame wurden zu meiner Jugendzeit noch viele Anekdoten erzählt, die sich allerdings nicht zur Veröffentlichung eignen.

Unkel Braesig hat öfter seine gräflichen Beziehungen erwähnt, und Fritz Reuter meinte mit seiner Schrift „Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin, wie sie am 29. und 30. Mai 1842 in der Begüterung vor sich ging“ sicher ebenfalls die Hahns in Basedow. Da Kuno Hahn erst 1832 geboren wurde, muß sich Reuters Darstellung ja um eine Generation vor Kuno und Editha handeln. Kunos Mutter war eine geborene Gräfin Schlippenbach.

Im Gegensatz zu manchen andern Großgrundbesitzern in Mecklenburg muß man den Hahns zubilligen, daß sie wohl im nachhinein des Geistes der Aufklärung viel für ihre Schulen taten. Die Schulhäuser waren in Ordnung; man suchte und fand fähige Lehrer, bezahlte sie ausreichend und kümmerte sich wiederholt durch Visitationen persönlich um den Unterricht. Ich habe selber noch Schulstuben gesehen, die auf einem Podium zwei rotgepolsterte Sessel trugen, die für den Grafen und die Gräfin als Sitzgelegenheiten bestimmt waren für den Fall, wenn die Herrschaften plötzlich auf den Gedanken kommen sollten, den Schulmeister „anzuhospitieren“. Wenn es bis in unser Jahrhundert auch keine Seltenheit war, daß in einer Dorfschule 80 bis 100 Kinder aller Jahrgänge saßen, so muß man anerkennen, daß die Grafen Hahn schon damals in einigen Dörfern zweite Klassen einrichteten. Meine Großmutter mütterlicherseits, geboren 1844, hatte eine solche zweiklassige gräflich Hahnsche Dorfschule besucht und dort soviel gelernt, daß sie u. a. ein einwandfreies Hochdeutsch schrieb und sprach.

Mein Vater kam erst 1866 in die Hahnsche Begüterung, zuerst als Schäfermeister, wechselte später über zur Landwirtschaft und wurde Gutsverwalter, weil durch das Aufblühen der Schafzucht in Australien die Schäferei hierzulande nicht mehr so lohnte wie früher. Der Großvater seiner ersten Frau war noch ein wohlhabender Pachtschäfer in den Feldmarken dreier Güter gewesen, bis die Soldaten von Napoleon I ihm seine Schafe verzehrten und nicht bezahlten. Dann setzte ihn der Graf Hahn nach den Freiheitskriegen als Leiter der berühmten Bockschäferei in Basedow ein. Die silberbeschlagene Meerschampfeife dieses damals in Mecklenburg und darüber hinaus sehr geachteten Schäfereixperten Krüger, sicher an die zweihundert Jahre alt, ist heute noch in meinem Besitz.

Mein Vater war ein großer Verehrer von Fritz Reuter. Er las uns in jedem Winter abends ständig aus den Werken vor. In unserer Familie war allen von Kind auf jede Gestalt aus Reuters Schaffen ein Begriff. Es ist sehr schade, daß mein Vater die Her-

ausgabe des Buches von Finger-Hain mit den Zeichnungen Reuters nicht mehr erlebt hat. Ihm wären mit großer Wahrscheinlichkeit einige der abgebildeten Personen noch persönlich bekannt gewesen, zum mindesten hätte er aber doch von ihnen gehört.

Ich habe mich in meinem fast achtzigjährigen Leben immer bemüht, als Staatsbürger nicht zu sehr nach der negativen Seite hin aufzufallen. Nur einmal bin ich zu einer Bußgeldstrafe verurteilt worden. Als ich in den zwanziger Jahren Lehrer an der Seminarübungsschule Neukloster war, machten wir in einem Sommer mit der ganzen Schule einen zweitägigen Ausflug in die „Mecklenburgische Schweiz“. Für die eine Nacht konnten wir unsere Schüler alle bei Familien unterbringen. Dafür wollten wir in einem andern Jahr auch die Kinder der Schule dieser Stadt für eine Nacht in Neukloster aufnehmen, wenn ihr Ausflug sie in unsere Gegend führen sollte.

Die Kollegen in Stavenhagen hatten ihre Schüler antreten lassen und Listen angefertigt, so daß es in ganz kurzer Zeit möglich war, unsere ebenfalls aufgereihten Kinder an die Quartiergeber abzugeben. So waren wir Lehrer mit unsern Lehrerinnen und Lehrerfrauen abends frei, um mit den Kollegen und ihren Damen noch einige fröhliche Stunden zusammen zu sein. Von den Neuklosterschen Schulmeistern konnten aber manche noch nicht genug kriegen und feierten in der bekannten Gaststätte „Ahlgrimm“ bis in die tiefe Nacht hinein. Dann zogen wir hinaus auf den Markt, ich leider sozusagen als Anführer. Wir stellten uns im Halbkreis um das Reuterdenkmal, und ich, trotz meiner „Fünf“ im Singen, stimmte das „Eikbomlied“ an. Alle sangen mit, ich dirigierte, und einer von uns saß dabei Fritzing auf dem Schoß.

Da erschien der Nachtwächter, ein schmales Männchen mit einem mageren Terrierbastard und gebot Ruhe. Ich konnte das Maul nicht halten und veräppelte den Alten, wie ich zu meiner Schande gestehen muß. Die Drohung „Sehen Sie sich vor, mein Hund, der beißt Ihnen“ nahm ich nicht ernst. Schließlich schritt der Hüter des Gesetzes zur Aufnahme der Personalien. Ich hatte keine Bedenken, ihm meinen Namen und meine Anschrift vorzubuchstabieren, meinte ich doch, die nächtliche Ehrung des größten mecklenburgischen Dichters könnte mir persönlich auch nur Ehre einbringen. Inzwischen hatte sich mein „Gesangverein“ verflüchtigt, und ich konnte mich als letzter von dem Vertreter der Ordnung verabschieden.

Vierzehn Tage später erreichte mich ein amtliches Schreiben der städtischen Polizeibehörde Stavenhagen mit einem Strafbescheid, 5,— Mark wegen nächtlichen ruhestörenden Lärms an die Stadtkasse zu bezahlen. Dieser Aufforderung habe ich entsprochen in der gewissen Zuversicht, daß Fritzing Reuter im Dichterhimmel seinen ehrlichen Spaß an dieser Episode gehabt haben mag, die ihn gewiß an eigene Erlebnisse aus seiner Studentenzeit erinnert hat.

Lieber Walter, Du bringst in dem „Fritz-Reuter-Sonderheft“ auf Seite 50 einen Faksimileabdruck aus dem Kirchenbuch in Stavenhagen mit der Nennung der Taufpaten von Fritz Reuter unter dem 12. November 1810. Ich wußte wohl, daß der Amtshauptmann Weber Pate war, aber nicht, daß auch der Pächter Otto Ludwig Roggenbau aus Scharpzwow zu den vier Gevattern gehörte. Diese Tatsache ist für unsere Familie außerordentlich interessant.

Die Mutter meiner Frau Annemarie geb. Beusch war Emma Beusch geb. Thomsen. Deren Mutter war Luise Thomsen, geboren 1828 als Tochter des Holländereipächters Georg Wilhelm Roggenbau in Grambow. Ich halte es für sicher, daß dieser Roggenbau ein Verwandter von Fritz Reuters Paten war, denn so häufig ist der Name Roggenbau ja nicht in unserer Heimat.

Wir sind nun in der außerordentlich seltenen Lage, die Ahnentafel der Roggenbaus lückenlos bis fast zum Beginn der Kolonisation unter Heinrich dem Löwen verfolgen zu können.

Loweke Roggenbau wurde etwa 1180 in Kempen am Niederrhein geboren. Sein Sohn Dithmar Roggenbau wurde auch noch in Kempen geboren, etwa 1210. Er kam



Johann Beusch,

geb. 26. 5. 1831

gest. 5. 6. 1925

Der „echte“ Kartenmitspieler Fritz Reuters

1234 nach Stralsund. Sein Sohn Johannes wurde schon Ratsherr in Greifswald. Die Nachkommen haben in den Ostseestädten von Vorpommern bis Danzig als Bürger, Großbürger und oft auch als Ratsherren gelebt bis zum dreißigjährigen Krieg. Da im Gegensatz zu den kleineren Gemeinden, in denen während der Kriegswirren die Kirchenbücher verloren gingen, die Hansestädte ihre Akten bewahren konnten, sind uns die Namen unserer Roggenbaulinie in diesen vier Jahrhunderten erhalten geblieben. Etwa vom dreißigjährigen Krieg an waren die Roggenbaus einige Generationen hindurch Pastoren in Mecklenburg, um dann in einem Zweig zur Landwirtschaft überzugehen.

Im Jahre 1891 heiratete der Vater meiner Frau, Johann Beusch, Erbpachthofbesitzer des über 90 ha großen Hofes Hohen-Schönberg bei Klütz, Emma Thomsen, deren Mutter also eine geborene Roggenbau war. Bald darauf heiratete der Bruder meines Schwiegervaters, Wilhelm Beusch, die Schwester meiner Schwiegermutter Anna geb. Thomsen und übernahm von seinem Vater Johann Beusch, geb. 26. 5. 1831, konfirmiert am Palmsonntag 1845 in Roggenstorf von Pastor Kuntze, dem Vater Luise Reuters, den alten Hof der Beuschens in Gr. Voigtshagen bei Dassow, zu dem damals ne-

ben dem landwirtschaftlichen Betrieb auch noch eine Mühle und eine Gastwirtschaft gehörten.

Der letzte Generalstaatsanwalt Mecklenburgs, Wilhelm Beusch, Sohn des Hofbesitzers Wilhelm Beusch in Gr. Voigtshagen, doppelter Vetter meiner Frau, da Väter und Mütter Geschwister waren, heiratete Irmgard Peters, Tochter des Gutsbesitzers Peters aus Meezen bei Schwerin, der ein Sohn war von Fritz Reuters bestem Freund Fritz Peters in Thalberg (Vorpommern) und bei dem noch Fritz Reuter Pate gestanden hatte. Heute leben Wilhelm Beusch und seine Frau Irmgard geb. Peters in Ahrensburg bei Hamburg.

Fritz Reuter hatte seine Frau in Rittermannshagen, nur wenige Kilometer von meinem Geburtsort entfernt, kennengelernt, als sie dort im Hause des Pastors Augustin als Erzieherin wirkte und er auf einem Nachbargute der Hahnschen Begüterung (in Demzin, im Volksmund Hahnen-Demzin genannt, um es von Hohen-Demzin zu unterscheiden) die Landwirtschaft erlernte. 60 Jahre später war eine meiner Schwestern im gleichen Pfarrhause als „Stütze der Hausfrau“ bei Frau Pastor Werner tätig. Meine Eltern nahmen mich mit, als sie dort bei der Pfarrerrfamilie zu Gast waren.

Wenn Fritz Reuter seine Braut Luise Kuntze bei ihren Eltern im Pfarrhause zu Roggenstorf bei Dassow besuchte, fand er, seiner Natur entsprechend, auch öfter den Weg zu der nahegelegenen Gastwirtschaft der Familie Beusch in Gr. Voigtshagen. Natürlich wurden dann auch Karten gespielt. Als Fritz Reuter 1851 heiratete, war der Großvater meiner Frau zwanzig Jahre alt. Es ist klar, daß er öfter mit einspringen mußte, wenn der 3. oder 4. Mann in der Runde fehlte.

Am 24. Juli 1923 wurde die diamantene Hochzeit des 92 Jahre alten Johann Beusch und seiner Frau Wilhelmine geb. Schröder, fast 88 Jahre alt, auf dem Beuschhofs in Gr. Voigtshagen gefeiert. Dazu waren alle Anverwandten der Familie versammelt. Wir besitzen noch eine Aufnahme, auf der selbst unser Sohn Fritz, damals drei Jahre alt, schon zu sehen ist. Es war ein unvergeßlich schönes Fest. Die jüngere und die reifere Jugend tanzte bis in den frühen Morgen hinein. Auch die Diamantenbraut ließ nur hin und wieder einen Tanz aus.

Der Diamantenbräutigam aber spielte stundenlang mit mir und zwei weiteren passionierten Nichttänzern Karten, nahm dabei manchen Rostocker Doppelkümmel zur Brust und erzählte zwischendurch von seinen persönlichen Erlebnissen mit Fritz Reuter.

In den Grundregeln der Arithmetik habe ich gelernt: „Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, dann sind sie auch untereinander gleich.“

Nun merk' auf, lieber Walter!

„Fritz Reuter war ein Kartenmitspieler von Johann Beusch

Walter Burmeister war ein Kartenmitspieler von Johann Beusch“

Also: ?????

Nun frage ich Dich als den Präsidenten der „Fritz-Reuter-Gesellschaft“: Kann ich mich nun mit Stolz auch einen Kartenmitspieler von unserm größten mecklenburgischen Dichter nennen, oder sollte die Mathematik, die doch auf ihre Unfehlbarkeit so ingebildet ist, sich auch einmal irren?

Dein getreuer

Walter Burmeister

Dr. Fritz Hagemann, 75 Jahre

Am 27. Mai 1974 konnte Dr. Fritz Hagemann, dessen Beiträge unsere Zeitschrift mitgeprägt haben, sein 75. Lebensjahr vollenden. Väterlicherseits aus altem Bauerngeschlecht in Below an der Woblitz stammend und in Neustrelitz geboren, besuchte er von 1906 bis 1917 unser Gymnasium Carolinum, ging dann nach Waren/Müritz, wo er im März 1918 sein Abitur machte. In Deutsch, Geschichte und Erdkunde wurde er von der mündlichen Prüfung befreit. Sein Lehrer in der Neustrelitzer Unterprima hingegen hatte seine Aufsätze mit 5 zensiert!

Im Feld-Artillerie-Regiment Nr. 24, zu dem er sich gemeldet hatte, nahm er noch am 1. Weltkrieg teil, war einige Monate vor Verdun eingesetzt und machte dann den Rückzug mit. Von 1919 bis 1921 studierte er an der Berliner Universität Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. Bei seinen Theaterbesuchen fesselten ihn besonders Strindbergs „Nach Damaskus“ und Wedekinds „Erdgeist“. Nach einem Semester in Rostock mußte er der Inflation wegen sein Studium unterbrechen, widmete sich nun aber ganz besonders den Werken Wedekinds und schrieb über jedes Bühnenstück von Frank Wedekind einen Essay, von denen zwei im „Carolinum“ veröffentlicht worden sind (Heft 58/59, S. 11 „König Nicolo oder So ist das Leben“ und Heft 62, S. 37 „Erdgeist“.)

1924/25 setzte er sein Studium in Göttingen fort und promovierte dort mit dem Prädikat „magna cum laude“ über Frank Wedekinds „Erdgeist“ und „Die Büchse der Pandora“. Sein Professor hatte seine eigene bestimmte Methode, so daß Fritz Hage-



Dr. Fritz Hagemann, 1937

mann von seinen Essays nichts verwenden konnte. Seine Dissertation war die erste über Frank Wedekind überhaupt und ist in der Wedekind-Biographie von Professor Kutscher erwähnt worden. Nach vorübergehender Tätigkeit als Korrespondenzchef in der Deutschen Buchgemeinschaft nahm er nochmals das Studium wieder auf und bestand in Erlangen die hebräische Prüfung. Nach seinem Staatsexamen in Göttingen folgten zwei Referendarsjahre in Hildesheim und Hannover. Danach war er als Assessor in Northeim, Lingen, Aurich, Celle, Einbeck und Lüneburg tätig, wo er Studienrat wurde und zwei Jahrbücher für das Gymnasium für Mädchen schrieb.

Zu Beginn des 2. Weltkrieges wurde er zum Wehrdienst einberufen, erkrankte 1940, wurde g. v. geschrieben und daraufhin von seinem Direktor in Lüneburg reklamiert. 1961 schied Dr. Fritz Hagemann, nachdem er im Jahr zuvor schwer erkrankte, aus dem Schuldienst aus und zog 1962 nach Erlangen, wo seine Gattin, mit der er in glücklicher Ehe lebt, beheimatet ist.

Wie sehr Frank Wedekind in „Erdgeist“ den alles in seinen Bann reißenden Naturtrieb schicksalhaft gestaltet hat und zwischen dem turbulenten lebendigen Geschehen eine tiefe Skepsis bei allen heimlichen Sehnsüchten nach Halt, nach Wahrheit und be-seelter Menschlichkeit walten läßt, hat Dr. Fritz Hagemann in seinem Essay überzeugend dargelegt, und einzigartig erscheint uns auch seine vollendete Deutung des Wedekindschen Bekenntnisdramas „König Nicolo oder So ist das Leben!“

In der Mitte des Themenkreises seiner Lyrik, deren Gedichte in unserer Zeitschrift, in Zeitungen und bei Westermann veröffentlicht wurden, steht der Mensch mit seiner Freude und seinem Leid, mit seinen mannigfaltigen Bezügen zur Schönheit, aber auch zur majestätischen Gewalt der Natur, mit den zweifelhaften Fragen seines Selbstverständnisses und dem starken christlichen Glauben, mit den zwischenmenschlichen Beziehungen, die bei den Völkern zur Apokalypse des Krieges führen. Alles das rührt sein in Liebe und Mitleid fühlendes Herz und wird für ihn Anlaß zur dichterischen Gestaltung mit einer einzigartigen Fülle packender Bilder und in gemeißelter Kunstform.

Obwohl oder gerade weil ihn sein Lebens- und Berufsweg fern von seiner Mecklenburgischen Heimat führte — sein Bemühen um eine Lehrtätigkeit am Carolinum war vergeblich — blieb er aufs engste und innigste mit seiner Heimat verbunden, deren Straßen er in tausend Nächten geht. So lesen wir in seinem Gedicht „Heimat“ („Carolinum“ Heft 49, Seite 87) und empfinden mit ihm in gemeinsamer Schicksalsbefangenheit:

Wir möchten dir für alles Große danken,
Die Stunde eilt; nicht viel ist mehr zu tun.
Du bleibst bestehen, wenn wir längst versanken.
Wir werden nicht in deiner Erde ruhn.

Mögen unserem Dr. Fritz Hagemann an der Seite seiner verehrten Gattin noch viele Jahre schöpferischer und besinnlicher Muße vergönnt sein.

Gewalt endet wo Liebe beginnt.

Abschied

Tag der Trennung: dieses Grauen!
Immer in die Leere schauen!
Wissen, was im Winter war,
Flieht im frühen Blütenjahr.

Vogellied im Abendbaume,
Sonnenbrand am Häusersaume,
Dann ein Rundgang noch zu zwein -
Und die Nacht läßt uns allein.

Und verlassne Sommer weinen
In den regenfeuchten Hainen.
Eine Spur, die nicht erlischt,
Bis sie Tod im Herbst verwischt.

Frühes Leid

O, einsam sein
In allen diesen Tagen!
Und keinem Freund
Die bittern Zweifel klagen!

O, Müdigkeit
In Herz und wehem Hirne!
Den Blick nur, Gott,
Auf Deine Weltgestirne.

O, wer zerbrach
In Seele mich und Sinnen!
Nun muß ich, ach,
Im großen Strom zerrinnen.

Geliebte, du
Bist auch davongegangen.
Nun naht die Nacht -
Und sie ist sternverhangen.

Die Mutter

Sie saß und hielt mit ihren müden Händen
Den Stahlhelm ihres Sohnes sanft umfaßt.
O meine Qualen werden niemals enden,
Fast dreißig Jahre trag ich meine Last.

Dein kurzes Leben zieht an mir vorüber.
Vor langer Zeit sah ich dein Angesicht,
Dein liebes Antlitz wird mir immer trüber.
Und meine Jahre haben kein Gewicht.

In Einsamkeiten schleichen meine Tage,
Der mir das Liebste war, ist längst dahin.
O Gott, verzeih mir meine bittre Klage,
Ich fand in diesem Leben keinen Sinn.

Fritz Hagemann

Verleihung des mecklenburgischen Kulturpreises an Dr. Böhmer

Dr. Gerhard Böhmer (Warendorf/Ems) erhielt den Kulturpreis der Bundeslandsmannschaft der Mecklenburger für 1974.

Bevensen. Anlässlich der Kulturtagung der Landsmannschaft Mecklenburg am 28. und 29. September in Bevensen wurde dem Oberstudienrat a. D. Dr. phil. Gerhard Böhmer, Warendorf, am 28. September der Mecklenburgische Kulturpreis für 1974 verliehen. Die Laudatio hielt Gerd Lüpke.

Porträt des Kulturpreisträgers

Am 15. Juli 1895 in Teterow geboren, studierte Gerhard Böhmer in Göttingen und Rostock Philologie. Von 1925 bis 1932 lehrte er als Studienrat an der John-Brinckman-Schule in Güstrow, später in Teterow — bis er im Jahre 1947 in den Westen floh. In Rothenburg o. d. Tauber schrieb er eine Reihe von Gedichten und Erzählungen. Sechs Jahre später wieder als Lehrer angestellt (in Mühlheim/Ruhr), lehrte er ab 1956 bis zu seiner Pensionierung wieder als Studienrat in Warendorf/Ems, wo er heute noch wohnt.

Gerhard Böhmer genießt in beiden Teilen Deutschlands einen ausgezeichneten Ruf als Heimatforscher und Publizist. Schon als Fünfundzwanzigjähriger veröffentlichte er Skizzen zur Erdkunde und über mecklenburgische Wanderwege. 1939 erschien sein „Hügelland-Führer“. Zwei Jahre zuvor schrieb er ein Teterower Skizzenbuch und die Monographie „Der Lebensraum der Stadt Teterow“.

Nach seiner Vertreibung entstanden in Rothenburg o. d. Tauber das „Rothenburger Skizzenbuch“ und eine Monographie des Mathematikers Professor Dr. von Staudt. Diesen Veröffentlichungen folgten die Erzählung „Begegnung in Mühlheim“, die Einakter „Landsmann Bräsig“ und „Gegraphie-Stunn bi Köster Klickermann“. Auch führte Böhmer nach dem Kriege Dichterabende und Lesungen durch, zudem hielt er Vorträge. Publikationen von ihm erschienen in „Unser Mecklenburg“, in den „Teterower Hechtbriefen“ und in vielen anderen Zeitungen, und er verfaßte Kurzbiographien über bedeutende Mecklenburger. Noch heute ist er Mitarbeiter der „Glocke“ (Warendorf).

Über dem Heimatschriftsteller und Publizisten jedoch steht der Dichter Gerhard Böhmer, der Romantiker, der sich allerdings immer an Begebnissen der Gegenwart orientiert. So entstanden seine Werke „Der Glaube an die Güte“ (1921), das Laienspiel „Knecht Ruprechts Herkunft“ (1927), der Roman „Das Lebenslied des Grafen Hans von Schlitz“, dem sich der Roman „Die Geheimnisse im Hinnerk Beckmann zu Teterow“ (1930) anschloß.

Erst relativ spät kam Gerhard Böhmer zur niederdeutschen Literatursprache. Nach den genannten beiden Einaktern und allerlei plattdeutschen Gedichten erschien 1963 in Goslar als Hektographie die Sammlung „Lütte Begäwenheiten“. 1966 brachte der Giebel-Verlag, Bremen, das plattdeutsche Hauptwerk Böhmers „Rahnstädter Billerbauk“ heraus, in dem eine mecklenburgische Kleinstadt vor dem ersten Weltkrieg dargestellt wird — mit all dem herzerwärmenden Humor, der nicht zuletzt aus dem schlichten Platt des mecklenburgischen Landes resultiert.

Neben dem Publizisten und Dichter steht auch noch der Forscher und Sammler Gerhard Böhmer. Diese Seite seiner Arbeit begann bereits mit seiner Doktorarbeit zum Thema: „Die Flußdichte im Gebiet der mecklenburgischen Seenplatte und ihrer Vorländer“. Es folgte die Sammlung „Flurnamen und Lokalbezeichnungen der Stadt und Feldmark Teterow“ (1934). Böhmer schrieb mehr als 150 Artikel über Mecklenburg,

und er betreute eine Sonderausgabe der „Mecklenburgischen Monatshefte“. Seit den fünfziger Jahren sammelt er Notizen, Bilder und Daten bedeutender Mecklenburger sowie Bilder aus Mecklenburg.

Bereits im Jahre 1960 wurde Dr. Gerhard Böhmer mit der Überreichung der Fritz-Reuter-Plakette geehrt; jetzt erhält er den oben genannten Kulturpreis für ein Werk, auf das im hohen Maße das Dichterwort gilt: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!“
Arthur-M. Fraederich

Glückwünsche der Freunde Dr. Böhmers zu seinem 79. Geburtstag am 15. Juli 1974

Wir gratulieren!

Herr Dr. Gerhard Böhmer, Warendorf, von den Teterowern liebevoll „uns Dokting“ genannt, wurde am 15. Juli 1974 79 Jahre alt. Viele Mecklenburger haben an diesem Tage seiner gedacht.

Dr. Gerhard Böhmer gehört zu den alten Patriarchen, die mit der Vorstellung von unserer Heimat untrennbar verbunden sind.

Ein großes Programm hat er in seinen langen Lebenstagen zusammengeschrieben: Geographisches, Historisches, Literarisches. Eigentlich war er immer Dichter, auch wenn er wissenschaftliche Werke verfaßte.

Seine Darstellung ist stets frisch und lebendig, aus der Sehnsucht eines großen Herzens gestaltet.

Ein typisches Beispiel dafür ist seine Chronik der Stadt Teterow. Mit Recht nennt er sie „Das Lebensbild einer Mecklenburgischen Kleinstadt“. An Fritz Reuter knüpft sein Hauptwerk „Dat Rahnstädter Billerbauk“ an.

Es sind humorvolle Berichte aus einem Milieu, in dem die Uhr noch dem Menschen diene und dieser nicht bereits zum Sklaven der Zeit geworden war.

Wat dat vierblättrige Kleeblatt Adolf Schröder, Helmut Eichelburg, Karl Specht und Fritz Graw nu woll noch allens uthecken deid und ob dei dodige Paepcke woll noch leben deid?

Am stärksten ist Gerhard Böhmer aber als Lyriker und wohl am schönsten seine Gedichte „Dei Heimat ist in Die“.

Wir wünschen dem Jubilar für noch viele Jahre Gesundheit, Glück und Lebensfreude. Möge er sein ehrwürdiges Alter in dem Bewußtsein genießen, daß wir alle ihn fest ans Herz geschlossen haben.

Otthinrich Müller-Ramelsloh

Allgemein gefallen wollen
Heißt den Gemeinen gefallen,
Nur das Gemeine ist allgemein

Caspar David Friedrich

Betrachtungen und Erlebnisse

Das „Auge Gottes“

Von Carl Risch

In dem Vorwort zu dem Buch des Amerikaners Don Widener „Kein Platz für Menschen“ heißt es: „Daß der Mensch seine Umwelt gründlich zerstören und aus fruchtbaren Landschaften Wüsten machen kann“ ist nicht neu. Als Beweis führt der Verfasser die Ebene Guadalquivir in Spanien und den istrischen Karst am Nordostrand der Adria auf.

In der Gegenwart ist das große Problem die Umweltverschmutzung. Landschaften, Flüsse und Bäume fallen ihrem Schicksal anheim. Das ist auch in meinem kleinen Rheindorfe nicht anders.

Als ich an einem Morgen im letzten Sommer am Rheinufer bei Unkel entlang ging, mich der Herrlichkeit der Umgebung erfreuen wollte — drüben auf dem Apollinarißberg, der Anhöhe bei Remagen am Rhein, welche als Wallfahrtsort berühmt war, und wo später die herrliche Apollinariskirche errichtet wurde, die mit ihren gotischen Türmen in den Himmel ragt, stand Goethe (es wird auf seiner Rheinreise mit Jacobi gewesen sein) und sagte: „Von hier aus hat man den schönsten Blick auf den Rhein“ . . . da ließ mich der Gestank des Stromes nicht zum Genuß kommen.

Hier im Ort sind auf der Oberen Burg, welche Rudolf Herzog, der Dichter des Niederrheins, sich als Wohnsitz erkoren hatte, jetzt nach dessen Tode aus dem gepflegten Park wunderbare alte Bäume abgeschlagen worden. — Wenn ich an einem sonnigen Tage durch den schattigen stillen Pfad am Ziegenborn, der vom Vonsbach zur breiten Heide, der höher gelegenen Siedlung von Rheinbreitbach führt, streife, erinnert mich die neu angelegte Kanalisation mit ihren Gullys daran, daß die Straße in eine Autobahn umgewandelt werden soll — der so eigenartig schöne Wanderweg geht den Fußgängern verloren. Meine Gedanken schweifen weiter zurück, machen Halt an der Müritz. Dort am Rande des zweitgrößten Binnengewässers Deutschlands lag das Rittergut Speck, seine weit ausgedehnten Forsten wurden von meinem Onkel Carl Neu, einem alten Caroliner, verwaltet. In ihrer Weltabgeschiedenheit verlebte ich unvergeßliche Jugendtage! Aber wenn der alte Herr in seinen „Busch“ ging, nahm er höchstens eine Person mit, und die mußte ihm die unbedingte Sicherheit bieten, daß sie seine Andacht nicht störte. Emanuel Geibel erzählt in seinem Gedicht „Aus dem Walde“: „Mit dem alten Förster heut' bin ich durch den Wald gegangen, während hell im Festgeläut' aus dem Dorf die Glocken klangen . . . Und ihr Enkel still erfreut, mögt ihr dann meinen Segnen ahnen, wie's mit frommem Dank mich heut' an die Väter will gemahnen. Wie verstummend im Gebet schwieg der Mann, der tief ergraute. Klaren Auges ein Prophet, welcher vorwärts, rückwärts schaute. Segnend auf die Stämmlein rings sah ich dann die Händ' ihn breiten: Aber in den Wipfeln gings wie ein Gruß aus alten Zeiten.“ — Das war der Großvater und sein Enkel, Revierförster in Herzwolde nahe dem Wildpark Serrahn, zeigte mir mit Stolz die herrlichen Douglasfichten, die er gepflanzt hatte, wie sie so stattlich dastanden. — Mecklenburg, Heimat war das! Heute sitze — ich als Plattdeutscher am Rhein. Und hier besucht mich Heinz Ernst Schuster-Düsterhöft, der junge Berliner, im November 1945 geboren, hat seinen Vater nicht kennen gelernt. Er ist in den letzten Kämpfen in Berlin ums Leben gekommen. Der Sohn, dem von mütterlicher Seite her — sein Großvater Düsterhöft war künstlerischer Leiter in der Porzellanmanufaktur, zuletzt in

Mailand — musische Begabung zuteil geworden ist, wurde bei Daimler-Benz als Werkzeugmacher ausgebildet, nach bestandener Prüfung zum Revisor befördert, ist jetzt auf Grund des durchgeführten Intelligenz-Testes für den Besuch der Staatlichen Ingenieurschule ausgewählt mit dem Ziel: Konstrukteur in der Feinmechanik. Neben seinem Beruf beschäftigt er sich mit Musik (blies schon als Schüler im Kirchenchor jahrelang Trompete), Malerei, Fotografie, jetzt versuchte er sich als Dichter. Als er im August bei mir war, zog er allein in den hoch gelegenen Westwald (mir war's zu heiß draußen). Sein inneres Erleben am „Auge Gottes“, so heißt die Dichtung, faßte er in Worte. Die anliegende Skizze „Erkenntnis“ macht die Sehnsucht des eingeschlossenen Großstädtlers nach der Freiheit in der Einsamkeit der unberührten Natur deutlich. Solange dies Gefühl in ihr lebendig bleibt, geht unserer deutschen Jugend der Glaube nicht verloren. Einer Stimme, die von solchem Geist getragen wird, Gehör zu schaffen, erscheint angemessen und notwendig, das besonders in unserer so unsicheren Zeit, wo die Seele Gefahr läuft, von der Zivilisation getötet zu werden.

Erkenntnis?

Von H. E. Schuster-Düsterhöft, Berlin

Die vereinzelt Wolken am strahlend blauen Mittagshimmel ziehen sich langsam zu einem undurchdringlichen grauen und fast alles bedeckenden Vorhang zusammen. Die Natur schweigt. Schweigt sie, weil die Leben bringenden Sonnenstrahlen unterbrochen, oder setzt sie dem Menschen ein Zeichen der Besinnung? Ich kann nur ergriffen die Macht und Kraft der Weisung des Himmels erahnen, werde ich sie jemals begreifen können? Eine Windböe gleich dem Oden Gottes zerteilt die Stille des Raumes, der mich umgibt und haucht den Baumkronen ein Raumen zu. Der Wald erhebt sich von seiner Andacht. Ich fühle meinen Körper wieder als den eigenen. Ein zaghafter Vogel-laut! Zögernd, fragend. Die gebietende Antwort der jäh zerreißenen Wolkendecke entfacht das seit Urzeiten gleiche und gewöhnte Loblied des Waldes. Mein Auge und Ohr kann kaum die überwältigende Vielfalt fassen. Wie gering ist doch die Möglichkeit, das alles zu verstehen! Schützen die Wolken den Himmel vor den Anmaßungen des Menschen, verwehren sie ihm den Blick in vergangene oder kommende Zeiten, oder kann er die Erbärmlichkeit der Erde nicht ertragen? Ich sitze stumm da. Sind dies meine Gedanken oder spiegeln sich nur durch den Raum schwebende unverständene Fetzen des Universums in mein Hirn wider? Ein Schrei holt mich zur Erde zurück. Vögel jagen einander, verlieren sich und gleiten schwerelos durch die Luft. Gleichgewicht der Welt! Wie ist es möglich, daß der Mensch, selbst ein Teil der Natur, ihre Sprache nicht versteht? Ist er doch Stein eines gewaltigen Mosaiks, dennoch nicht fähig, seine vielgelobten Sinne und Künste dem wahren Begreifen und Sein zu erschließen. Ein Knacken und Rascheln zieht meinen Blick von den Baumkronen herunter ins dichte Gebüsch. Ich werde magisch gezwungen, das Leben um mich herum zu beachten. Ungetrübtes, angestregtes Suchen. Die Augen passen sich nur langsam dem tiefgrünen Dickicht an. Da — endlich ein kleines bräunliches, flinkes Etwas. Jetzt erst kann ich das Eichhörnchen erkennen. Ich rühre mich nicht, um es länger beobachten zu können. Welches naive Glücksgefühl! Längst ist das Tierchen weiter gesprungen. Erstaunt stehe ich noch immer unbeweglich da, warum? Wieder Geräusche! Ganz zaghaft und verhalten. Sehr leise. Nun direkt vor meinen Füßen: drei, vier kleine braune Mäuse. Sie bemerken mich nicht. Unbekümmert knabbern sie an den zarten Grashalmen. Manchmal verharren sie, putzen sich, schauen auf. Sie scheinen mich anzusehen, regungslos, als wüßten sie, daß ihnen von mir keine Gefahr droht. Ihr Vertrauen erfüllt mich mit kindlicher Freude. Villon kommt mir in den Sinn: „Es ist kein Tier so klein, das nicht

von dir ein Bruder könnte sein.“ Ich stelle fest, daß meine Aufmerksamkeit wie mit magnetischer Kraft von den höchsten Baumspitzen bis nieder zum bewachsenen Erdboden, da meine Füße stehen, gelenkt wurde. Mir wurde die Umwelt und das Leben bewußter. Sollte das eine Weisung der Natur oder eine beginnende Ausschöpfung aller meiner Sinneskräfte sein? Ich bin dankbar und hoffe auf weitere Zeichen, die mir die Welt schöner und verständlicher werden lassen. Gibt es eine göttliche Macht, so hat sie mich fühlen, doch nicht sehen lassen. Meine Sinne waren betört, doch mein Verstand blieb kalt. Mein Herz war gerührt, doch ich kann dem Ruf nicht folgen. Welche großartige Macht, die meinen unbeugsamen Willen als Teil ihrer selbst bestehen läßt. Es kann sein, daß ich Angst habe. Zweifel überkommen mich. Was läßt mich wanken? Die Erde dreht sich.

Geschrieben in Rheinbreitbach, im September 1973

Heimat ist das Beste, was der Mensch auf Erden hat; und wenn er Flügel der Morgenröte nimmt oder wenn er über die halbe Erde fährt, er reißt sich doch nicht von ihr los. Sie hält ihn fest wie ein starkes Seil, und keine Macht der Erde bindet mehr als die Heimat.

Johannes Gillhoff

Der Chalusos Potamos bei Klaudios Ptolemaios und seine Lokalisierung

Klaudios Ptolemaios nannte als Ostgrenze der Sachsen den Chalusos potamos¹⁾. Moderne Untersuchungen weichen bei der Lokalisierung dieses Flusses nicht wesentlich voneinander ab: Steche sieht in ihm die Warnow²⁾, Stichtenoth die Meerenge zwischen Stralsund und Rügen³⁾. Die Differenz zwischen beiden Angaben beträgt nach heutiger Rechnung etwa siebzig Kilometer.

An dieser Stelle sei aber auf eine weitere Möglichkeit, den Chalusos potamos zu lokalisieren, hingewiesen, weil bislang offensichtlich nach Flüssen oder Meerengen gesucht wurde, die heute aus irgendwelchen Gründen ins Auge fallen. Man scheint sich jedoch nie darüber Gedanken gemacht zu haben, ob nicht in früherer Zeit auch andere Wasserläufe so wichtig gewesen sein könnten, daß Ptolemaios sie der Nennung wert fand.

Stecher berechnete die Lage der Mündung des Chalusos nach heutigem Gradnetz auf 12° 30' ö. L., fand dort aber keine Flußmündung. Daher schloß er sich der verbreiteten Meinung an, welche die Warnow mit dem Chalusos gleichsetzt⁴⁾. Er revidierte also seine Berechnung an dieser Stelle um mehrere Minuten. — Stichtenoth ging von den Angaben des Ptolemaios für die Mündung von Ems und Weichsel aus und errechnete die Lage des Chalusos mit 13° 6' 30". Er kam dabei auf die heutige Stadt Stralsund (13° 6')⁵⁾ und damit auf die Meerenge zwischen Rügen und dem Festland, den Strelasund, dessen Westausgang Gellenstrom heißt. Diese Angabe liegt zwar im Bereich des Möglichen, berücksichtigt aber zu wenig die Frage, von welchem Punkt wir bei unseren Berechnungen ausgehen sollen. Gerade Flußmündungen sind hierbei wegen möglicher Veränderungen problematisch. Schon eine Rechnung, die von den Mündungs-Koordinaten anderer Flüsse ausgegangen wäre, hätte dies deutlich gemacht. Außerdem: wo lag damals oder wo liegt heute der Punkt, der für unsere Zwecke als Elbmündung angesehen werden kann? Die Ausführungen Stichtenoths bedürfen also in diesem Punkte der Modifizierung.

Auch in der Erörterung sprachlicher Fragen ist Stichtenoth nicht ganz glücklich. Er meint, der Name des Chalusos potamos sei lautlich erhalten im „Gellenstrom“⁶⁾. Das ist aber wenig wahrscheinlich. Gellen heißt der südliche Teil der Insel Hiddensee. Sein Name dürfte wohl auf das sandige und beinahe unfruchtbare Land⁷⁾ hinweisen⁸⁾,

¹⁾ II, 11, 7. Gradangabe: II, 11, 2.

²⁾ Theodor Steche, Altgermanien im Erdkundebuch des Klaudios Ptolemais, Leipzig 1937, S. 37.

³⁾ Dietrich Stichtenoth, Die Ostgrenze der Sachsen und die Sachseninseln in der „Geographie“ des Ptolemaios, in: Z. d. Gesellschaft f. Schleswig-Holsteinische Geschichte LXXXIX (1964), S. 22. — Sven Tunberg, Några namfrågår ur nordens äldsta historia, in: Fornvännen XXXV (1940), S. 14, wies ebenfalls auf eine Meerenge: den Öresund.

⁴⁾ Steche, a. a. O., S. 37 ⁵⁾ Stichtenoth, a. a. O., S. 19. ⁶⁾ ebd., S. 22.

⁷⁾ Theodor Hürtig, Die mecklenburgische Bodenlandschaft und ihre entwicklungsgeschichtlichen Probleme — Ein Beitrag zur Küstengeschichte der Ostsee, Berlin 1954, S. 16 f. und 114 f. — Vgl. die Beschreibung von Hans Fallada (1893-1947), Junger Herr — ganz groß, Berlin 1965, S. 99 f.: „Da lag backbord von uns der lange weiße Sandzipfel der Insel, den sie den ‚Gellen‘ nennen, ein Ort, wo nur halbverwilderte Schafe und Möwen hausen.“

⁸⁾ Als alte Namensformen bringt Stichtenoth, a. a. O., S. 22, aus dem Pommerschen Urkundenbuch die Namensformen Gelende und Jelemine für Gellen. Aus den Stralsunder Stadtbüchern finden sich bei Hermann Oesterley, Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters, Gotha 1883, S. 205, Gelant und Gellant. Die zweite Silbe dürfte also ‚-land‘ sein. — In der ersten Silbe ist wohl gelt — ‚unfruchtbar‘ zu suchen. Das Wort ist nicht eigentlich niederdeutsch, kommt aber auch dort vor, besonders in Zusammensetzungen. Gelt wird auch auf Land angewandt. So notierte Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 1, 2, Leipzig 1897, Sp. 3060: „ein gelde velt — verwüsteter Boden, wo nichts wächst.“

während Chalusos doch allgemein mit germ. *halsa—,Meerenge' etymologisch in Verbindung gebracht wird⁹⁾. Ebenso dürfte der Hinweis nicht stichhaltig sein, der zweite Wortbestandteil „-strom“ sei mit potamos identisch¹⁰⁾. Für eine derartige Erklärung ist der Brauch im Griechischen, einem Flußnamen potamos beizufügen zu allgemein. Und schließlich sei noch auf eine besondere Schwierigkeit hingewiesen: der Meeressarm „Gellenstrom“ wird seinen Namen von der Landspitze „Gellen“ haben. Dieser Teil der Insel Hiddensee entstand aber erst in den letzten 800 Jahren südlich des heutigen Dorfes Neuendorf¹¹⁾, war also zu den Zeiten des Ptolemaios noch gar nicht vorhanden.

Es sei daher wieder auf die Angabe 12° 30' ö. L. hingewiesen. Eine Verschiebung um etwa 30' nach Westen oder nach Osten ist gar nicht erforderlich, weil hier in unmittelbarer Nähe tatsächlich ein Fluß mündet: die Recknitz.

Der Einwand, der wohl die Forschung bislang davon abhielt, Recknitz und Chalusos gleichzusetzen, daß nämlich die Recknitz nur in den Saaler Bodden, nicht aber in die Ostsee mündet, ist für frühere Zeiten unbegründet. Der Saaler Bodden hatte einen direkten Zugang zum Meer¹²⁾. Und zwar wurde das Ländchen Ahrenshoop, es war bis 1325 ein „Bestandteil der festländischen, rügischen Herrschaft“¹³⁾, vom Land Wustrow durch einen Hafen getrennt, der Bodden und Ostsee miteinander verband¹⁴⁾. Da die Hansestadt Rostock Konkurrenz fürchtete, zerstörte sie 1395 die Ahrenshooper Hafenburg und ließ den Hafen mit seiner Schiffsdurchfahrt unbrauchbar machen¹⁵⁾.

Damit ist die Mündung der Recknitz in die See nachgewiesen. Der Name des Chalusos könnte hier in der engen Durchfahrt seine Begründung finden¹⁶⁾. Und auch die Stadt Ribnitz war nicht wesentlich weiter von der offenen See entfernt als Rostock¹⁷⁾. Zudem dürfte der Recknitz früher größere Bedeutung zugekommen sein, als heute. Verbindet jetzt ein Kanal Recknitz und Trebel, so darf man für ältere Zeiten wohl annehmen, daß die kurze Landstrecke zwischen den beiden Flüssen bei Tribsees überwunden werden konnte, indem man die Schiffe über Land zog. Auffällig jedenfalls für die slawische — also nach Ptolemaios liegende — Zeit ist die sehr starke Befestigung dieser Gegend durch Burganlagen¹⁸⁾. Bis in die Steinzeit hinein sind aber

⁹⁾ Siegfried Gutenbrunner, Namenkundliche Zeugnisse zur germanischen Urgeschichte, in: Germanen und Indogermanen — Volkstum, Sprache, Heimat und Kultur — Festschrift für Herman Hirt, hg. v. Helmut Arntz, Bd. 2 = Indogermanische Bibliothek, III. Abt.: Untersuchungen, Bd. 15, 2. Teil, Heidelberg 1936, S. 460. — Tunberg, a. a. O., S. 14. — Jan de Vries: Altnordisches etymologisches Wörterbuch, Leiden 1961, S. 206.

¹⁰⁾ Stichtenoth, a. a. O., S. 22.

¹¹⁾ Hurtig, a. a. O., S. 135.

¹²⁾ Paul Kühl, Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz in Einzeldarstellungen — Studien zur Landschaftskunde, Kolonisation, Kultur und Wirtschaftsgeschichte der äußersten Nordoststecke Mecklenburgs, Neubrandenburg 1933, S. 40 und 476. — Auf den starken Rückgang der Uferlinie gerade hier (vgl. Reinhold Zander, Die rezenten Änderungen der Mecklenburgischen Küste, = Beihefte zu den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Rostock I, Rostock 1934, S. 20 ff.) sei hingewiesen, ohne daß jetzt daraus weitere Schlüsse gezogen werden können.

¹³⁾ Willi Bastian, Die Hafens- und Stromburgen im ehemaligen Land Barth und die Burg und Vitte in Ahrenshoop, in: Bodendenkmalspflege in Mecklenburg, Jahrbuch 1959, Schwerin 1961, S. 206.

¹⁴⁾ ebd., S. 213 ff. und 224 Abb. 114.

¹⁵⁾ Detmar-Chronik von 1101-1395, in: Die Chroniken der Deutschen Städte XXVI, Leipzig 1899, S. 66 f.; David Franck, Des Alt- und Neuen Mecklenburgs Siebendes Buch . . . , Güstrow und Leipzig 1754, S. 50; Kühl, a. a. O., S. 475; Bastian, a. a. O., S. 223.

¹⁶⁾ Tunberg, a. a. O., S. 10 und 13.

¹⁷⁾ Kühl, a. a. O., S. 458.

¹⁸⁾ Ewald Schuldt, Die slawische Keramik in Mecklenburg, = Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte V, Berlin 1956, Abb. 97; Bastian, a. a. O., S. 212 Abb. 112.

die Gebiete um Recknitz und Trebel wie auch der Landstreifen zwischen Ostsee und Saaler Bodden mehr oder minder stark besiedelt ¹⁹⁾).

Diese Hinweise rechtfertigen es, in dem heutigen Fluß Recknitz den Chalusos potamos des Klaudios Ptolemaios zu sehen ²⁰⁾.

Helge Bei der Wieden.

(1. Veröffentlichung in „Ziva Antika“ 16. Jg. 1966)

¹⁹⁾ Vgl. die Fundkarten bei Ewald Schuldt, Mecklenburg — urgeschichtlich — Eine gemeinverständliche Einführung, Schwerin 1954, S. 24 Abb. 14, S. 51 Abb. 38 und S. 82 Abb. 69; um den Saaler Bodden: Kühl, a. a. O., S. 54 ff.

²⁰⁾ Auf das Problem der Sachsgrenze war hier nicht näher einzugehen. Vielleicht ist es der Archäologie möglich, weitere Beweise zu bringen.

VERWUNDERLICHES

Wir lachen
obwohl wir nichts zu lachen haben
reden
obwohl wir nichts zu sagen haben
suchen
wo wir nichts zu suchen haben
und finden hundert Dinge
die uns nicht viel nützen
wie:
Tauben auf dem Dach
und Haare in der Suppe.

Heidelore Kluge

Bücher und Buchbesprechungen

An die Spitze dieser Sparte stelle ich das einzigartig schöne Buch in der Reihe der Blauen Bücher des Langewiesche Verlages „Dom und Domhof Ratzeburg“, herausgegeben von Domprobst Dr. Heinz Dietrich Groß. Die künstlerisch hervorragenden 18 ganzseitigen Farbaufnahmen stammen von Hans-Jürgen Wohlfahrt, der auch noch 67 schwarz-weiß-Photos zur Textillustration in der gleichen vollendeten Qualität beige-steuert hat. Der Text bringt eine in prägnantem, klarem Stil geschriebene Übersicht über die Geschichte des Domes und des Domhofes, die Baugeschichte des Domes, sowie einprägsame Erläuterungen zu den meisten Aufnahmen, soweit sie jeweils nötig sind. Auf dem Gebiet der Kunstgeschichte von der Romantik bis zur Gegenwart gibt es als Weihnachtsgeschenk für einen Mecklenburger, selbstverständlich auch für jeden anderen, kein besseres Buch als dieses zu empfehlen. **LB**

Hein Bredendiek „Ut Barlach sien Warkstääd“

En Versök, to enkelt Figuren ut dat plastisch Wark van Ernst Barlach en Weg to wiesen. 18 plattdeutsche Bildbetrachtungen nach den beige-fügten Photos. Verlag der Fehrs-Gilde 2 Hamburg-Wellingsbüttel.

Barlachs geniale Schöpfungen auf den verschiedenen künstlerischen Gebieten sind nicht alle leicht eingängig für unser Verständnis, man denke nur an einige seiner Dramen. Aber auch bei seinem umfangreichen graphischen Werk und für die tiefgehende Interpretation von manchen plastisch-bildnerischen Gestaltungen sind wir für jede hilfreiche Wegweisung dankbar. Der Versuch Hein Bredendieks, uns an 18 ausgewählten Werken Barlachs bei der Deutung durch plattdeutsche Beschreibungen und Hinweise auf die Symbolik zur Hand zu gehen und so vieles an authentischen Daten bei dem Schaffensprozeß in Barlachs Werkstatt mit Zitaten aus des Meisters Mund zu belegen, ist der Beschreibung der Kunstwerke in echtem, anschaulichem Plattdeutsch zu finden und gelangt in der Wiedergabe der Symbolik durch eindrucksvolle Bilder oft zu Formen hohen dichterischen Ausdrucks. Ein wertvolles Buch zu Ehren Barlachs und auch des niederdeutschen Menschen. **Lehmbecker**

Friedrich Hans Schaefer: De Holsteenske Faust, Verlag Schuster, Leer

Es ist schon ein Wagnis, Goethes Urfaust ins Plattdeutsche zu übersetzen, aber Friedrich Hans Schaefer hat im Verlag Schuster in Leer eine niederdeutsche Nachgestaltung von Goethes Urfaust mit Ergänzungen aus der Tragödie erstem Teil herausgebracht unter dem Titel „De Holsteenske Faust“. Ich finde diese Übertragung, abgesehen von kleinen mißglückten Ausdrücken, durchaus gelungen. Vergessen wird doch nicht, daß Goethes Quelle das volkstümliche Puppenspiel von Dr. Faust mit seinen Knüppelversen war (Hans Sachs).

Um Interessenten durch eine Probe einen Weg zur eigenen Beurteilung zu geben, drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Schuster Verlages folgenden Ausschnitt ab:

Nacht. In einem hochgewölbten gotischen Zimmer

F a u s t

Ick heff Philosophie studeert,
Avkatenkneep un doktern leert
un, leider! ok na'n Globen preestern,
dat dee mi heel den Kopp verbeestern.
Dor stah ick nu, ick arme Narr
un wüßt geern, wat ick dorvun harr; bün nu Magister, bün

Dokter goor
un gah nu neegstens al tein Johr,
bargop, bargdaal, verdwass un -dweer,
mien Schölers üm ehr Näsen her
un seh: An' Enn is all uns' Weeten
lütt beten nix und heel bescheeten.

Twoors bün ick wat anners as all de Aapen,
Dokters, Professers, Schrievers un Paapen,
kenn nich de ehr Angst wegen Laten un Doon,
keen Bang vör den Düwel in egen Person —
dorfor is mi ok all mien Freid avgahn:
Bill mi nich in, wat recht's to verstahn,
bill mi nich in, ich kunn wat lehren,
de Minschheit to betern und to bekehren,
of heff ick keenen Penn Geld op de Naht,
un mit mien Person maak ick ok nich veelStaat:
Dor mucht woll keen Hund so wiederleven!
Drüm heff ick de swatte Kunst mi verschreven,
dat ick dörch Geisterwör un Spök
de Quell opspör, wo ick na sök!
Mutt endlich mal dorachterkamen,
wat Sünn' un Welten höllt tosamen!

Gah in de Welt, in't wiede Land!
Gah mit dat ole Zauberbook
vun Nostradamus in de Hand,
warr ut sien Wör un Teken klook!
(Er schlägt das Buch auf)
Petit am Schluß
Wat is dü't für en Teken hier?
Du, Eerdengeist, di will ick fangen,
büst op mien egen Flach togangen!
Ick föhl den Saft bet in de Twiegen,
föhl Moot, rin in de Welt to stiegen,
ehr Wehdaag un ehr Glück to drägen,
in Störm un Weder mi bewegen.

Dor stiggt en Daak tohöcht,
de Maand verleert sien Licht,
de Lamp geiht ut!
Dat mülmt, un rode Blitzen springt herut!
En Gräsen fallt as Spennweev vun de Stuvendeek
u hangt sick an:

Jaagst mi keen Angst nich in,
ick spör, du steihst al vör mi, herrliche Geist,
so waar mi apenboor!
Ick spör't bet in mien Hart tomeist,
to wiede Geföhlen de Sinnen sick wöhlen:
Gev di! Ick will mi ok hengeven!
Du muß! — Du muß! — Un kost dat ok mien Leven!

(Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnissvoll aus. Es zuckt eine rötliche Flamme. Der Geist erscheint in der Flamme)

Auf 2 Bücher weisen wir im Caspar David Friedrich-Gedenkjahr besonders hin:

1. Helmut Börsch-Supan „C. D. Friedrich“, Prestl-Verlag München. Mit 56 Farbtafeln (mit Erläuterungen), 63 einfarbigen Abbildungen und einem Textteil. Preis 58,— DM.
2. Der Verlag du Mont in Köln hat in der Reihe der Kunsttaschenbücher einen wertvollen C. D. Friedrich-Band (hgg. von Jensen) mit mehr als 20 Farbtafeln herausgebracht.

Der Katalog der Hamburger Kunsthalle, der im Prestl-Verlag in einer Auflage von 45 000 Exemplaren erschien, ist vergriffen.

Aus Anlaß des Gedenkjahres wiederholen wir den Abdruck von C. D. Friedrichs Gemälde „Das brennende Neubrandenburg“.

Das hat der Mensch gern, wenn er sich freuen kann. Wenn man alt wird, muß man wahr schauen, daß einem die Freude nicht an der Pforte vorbeiläuft. Da muß man die Tür fix aufklinken und sie mit freundlichen Wörtern einladen: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Wenn man jung ist, hat man das nicht nötig. Da kommt sie einem von selbst über den Zaun gesprungen.

Johannes Gillhoff

Uns' plattdütsch Eck

Wat is up'n Dörp los!

Von Fr. Rehm (IV) Fortsetzung

'N annern Abend stünd Jehann hastig up, as hei jüst dei Nachtkost in'n Liew hard, hei särd, hei müßt noch buten Dörp hen. Hei güng räwer nah'n Katen un leihn sick von Mudde Wiedsch'n Brak un güng dormit ut'n Dur rut. Dei fräug noch achter em an wonewt hei dormit hen wull? — Hei hard äwerst gorkein Uhren. „Ick sett's nahst werre rin nah'n Stall.“ Korl Brus', dei Halwknecht bi'n Schulten, un Fritz Dähn, dei bi'n Püttbueren deihen deer, beird' son' poor Hasselpölk, dwehrten un dammelten all up dei Strat ümher un seigen Jehann'n, wo hei mit dei Brak up tau güng. „Dei will nah'n Kirschenhof hen braken, dor müßt wi eigentlich ok nah'n Schellen gahn!“ — särd Fritz. Dormit wier Korl inverstahn: „Ja, man tau! — ick hew twe Larven, kannst ein afkriegen“. Jehann güngforsch tau, dat wier ok all düster. Hei dacht in'n Stillen, ob hei hüt woll kreig, wat em as Brüdjam bikeim? In den'n Ogenblick scheut vör siene sichtlichen Ogen recht son blanken Stiern dal. Bald güng dat Zacheln bi'n Backaben los. — Dunn wieren ok dei beiden Schellers tau Stärd. Nahdem sei sick utstaffiert hardn, sleiken sei sick hen nah'n Kirschenhof un an dei Gorenhäg lang, bet in dei Neeg von'n Backaben; achter dei Hääg können sei sick schön dükern. Dei Brakers harden twei Lüchten in dei Bööm hängt, Mandschien wier nich. Söss Mann zachelten ümmer vör dull, Anna seit in't Abenlock un lang ümmer dat heit Flass bi Handvull rut. Middewiel würd dat achter dei Hääg gnurren, as wieren dor Swien un quiken un maugen un kraschen un kreihe. As dei Brakers doräwer lachten un dorven snackten, horchten dei Bengels achter dei Hääg, ob sei's nich an dei Stimm kennen können, dat glück äwer nich so recht. Sei wüssten blot, dat Paula, dei Diern un Krischan, dei Knecht un denn Jehann Swank dor wiern. Anna, in't Abenlock wieren's ok nich küninig worden. — Na, dei drei können jo ehren Tappen kriegen. Paula tauirst. Dei wir dorvör bikannt, dat 's'n bäten sluderig wier. Ehr tau Uhren schall dat äwer dei Hääg: „Paula, weist wat Niegs? — Tau Hackendörp hebben's Wull stahlen!“ Dat schad ehr nicks! Sei hard sick dei Strümp ok stoppen künnt. Nahst keim Krischan an't Rotwarden: „Krischan Bruhn, wier mal bannig duhn. Mit'n Einspänner (Schuwkoo) keim hei up dei Fohrt un würd Strat up, Strat dal rümkohrt!“ — Wier son' Vörfall noch nich vergäten? — Vör drei Johr wiert mal vörkamen. Nu keim Jehann Swank an'n Danz, den' harden's jo all lang' up'n Tog, dat hei noch kein Brut hard. Mit verstellte Stimm, as wenn'n Frugensminsch snack, schallt em tau Uhren: „Kumm rut, Jehann Swank, kiek dei Strat mal lang, dor steiht männigein, lat di ok mal seihn!“ Ein von dei Brakers güng mit dei Lücht nah dei Hääg ran, — weg wieren dei Spijokers, — wieren äwers nahst bald werre dor, un wenn's ok keinen miehr namküninig taumaken wüssten, allerhand unnasche Redensorten keimen likerst noch tau Platz. Dunn güng Krischan hen, mäuk Türk, den' Kärdenhund, los un hiss em an dei Gorenhäg dal. Un Türk, dei wier'n scharpen Racker. Gaut, dat's em tau rechter Tied gewohr würden. Jüst keimen's noch nah dei Wieden ran, dei dor an dei Grawenburd stündn, — meist'n Viertelstunn' müßten sei dor kuschen, ihre wier dei Luft nich rein, — un dunn tröken's besniet af un leiten sick nicks miehr marken. Anna un dei anner beiden hägten sick, dat sei gornich reppt worden wieren. Nu schaff dat äwerst dull mit dat Braken, un bald wier dei Aben lerrig, un dat geiw Kaffee un Stuten. —

Jungklas wier werre mal up'n Sünabend mit Weiten nah dei Stadt west, dat wier meist vierteihn Daag nah den' Brakelabend, dunn hard hei tau'n Sündag'n poor Pund Rindfleisch mitbröcht, dat wier nu up'n Fier.

Dei Buer un sien Fru harden sick prat makt, nah dei Kirch tau gahn, Jehann-Unkel hard't Frühstück gornich aftäuwt, hei wier all lang äwer alle Barg, un keim ierst werre, as't Hochmirdag wier. „Wo hett di dei Dütsche henkohrt hatt? — Wi hebbn all lurt mit dat Äten! — snäuw sien Swester em an. „Oh, ick hard min Metz verlurn, mien schönes Metz, in dei Drift nah'n Kirschenhof hen, as ick dor gistern abend Fleischwärden sneird, — in'n Wischhof sünd jo kein mieh'r tau find'n, dor hew'k jo dunn dei Deckelwärden snärden. — Dat wier jo schard west üm dat schöne Metz. Gistern abend hew'k söcht un söcht un hüt morgen leig't dor grot un breit up'n Äuwer. D't is man gaut, dat 'K't werre hew.“ Jungklas wier woll all bannig hung'rig, dei gnurr: „Wenn't dor grot un breit lägen hett, as du seggst, denn hardst doch nich meist'n Stundner vier dornah tau säuken brukt.“ „Nee, dat grad nich, fundn hew ick't gliek. Ick wier jo äwer dicht bi'n Kirschenhof, dor bün'k denn ran west un hew dor woll'n bäten langn snackt, ick hew mi ollig verfiehrt, as ick nah dei Klock keik un dei all so väl wier.“ „Na, wo süht't denn dor ut? — Steiht dor alls gaut tau?“ „Ja-a!“ „Wo büst denn rin kamen?“ „Ach, wat sall son' Dammeli. Set't juch man all ran; dei Supp möt heit äten wardn!“ — kummandier dei Husfru. Vadder sett sick tens nah'n Disch, wo sien grot Uhrenstauhl stünd, rechts an em hür sien Fru, denn Ida, dei verleden Ostern ierst insegment wier, un denn keim dat Deinstmäden Line. Links, dei Bänk unner't Finster lang, seit ierst Jehann-Unkel neben Korl un denn keim Fritzing, dei wier ierst säben, ierst letzten Ostern nah dei Schaul kamen, dei güll bet jetzt as Nestküken. Dei Halwknecht wier krank worden un all'n tiedlang weg. Korl müßt dat Dischgebet spräken, un dunn güng dat bi den' groten Kumm vull Supp, wo'n grot Deil Klümp in wieren. Jereein füll sick sülben wat up, blot dei beiden Jungs müßten'n Töller henholen. — Wat klapperten dei Läpels! Nahst geiw't Kartüffel un Rindfleisch un Backplummen dortau. Dat Fleisch sneird Mudde in Stücken un ehr Kinner geiw sei wat up'n Töller. Snackt würd bi't Äten kum mals, dor wier kein Tied tau, blot: „Lang dit mal her un lang dat mal her.“ Tauletz harden's naug, un dat Klappern mit dat Ätgeschirr geiw sick. Bi jeren sienen Töller leig'n Hümpel Plummenstein up'n Wasdauk. Wegen dei Dinger hard Ida von Mudde Orre krägen, sei süll hüt man kein witt Dischdauk updecken, as süß Sündags. Korl, as hei satt wier, tell sien Plummenstein, dat wieren einuntwindig. Jehann Unkel äwerst, wat hard dei för'n Hümpel liggn? Dei müßt hei ok mal tellen: „Teihn, — twindig, — dörtig, — viertig, — föftig un noch söß!“ Doräwer lachten's all lurd ut. Jehann-Unkel äwrest fohr em an: „Wat kümmt di an du Daps!“ Line un Ida dräugen nu dat Geschirr rut, rakten ok alle Plummenstein weg un wischten mit'n Schöddeldauk den' Wasdauk rein. Jungklas künn sick den'n Spaß nich verkniepen, hei särd tau sienen Swager: „Wenn du noch eins dortau kümmt, di'ne Stärd antauhändeln, denn woher di dor ok vör, dat dor ok brav Plummenböm in'n Gorn stahn, süß künn di bi son'n Mahltied as hüt dat begriesmülen. Dei beiden Jungs harden sick ok all dünn makt von'n Disch, un Mudde kreig den' Wasdaukknüppel her, wickel den' Wasdauk up un steik em in't Klockengehüs! Wieldes hard Jehann-Unkel all poormal krönnigt, 'n heil plietsches Gesicht upsett, mit dei Fingern up'n Disch trummelt un ansett, as wenn hei wat rutbringen wull, un antwurt' nu sienen Swager: „Plummenböm sünd dor rieklich in'n Goren, woll eben so väl, as Kirschenböm in dei Allee, dei up dat Gehöft taugeiht, wo ick up afwill!“ Jungklas hür' hoch up un mäuk'n Gesicht, as wenn hei ut dei Wolken föllt: „Meinst du den' Kirschenhof hier?“ „Ja!“ „Will Meier denn verköpen? — Dor hett'n doch noch gor nich von hürt?“ „Ja, un d't is sien Iernst!“ „Dat't is d't ierst, wat ick hür!“ Nu vertell Jehann Unkel rein ut, allens wat hei wüßt, hei wier jo heil vull von dissen Handel, den' hei in'n Tog krägen hard; un von Anna mit dei hei sick verspraken hard; dei ehren Andeihl an't Vermägen süll in'n Koop räkent warden, un denn künn hei dat Stück gaut blasen, hei bruk sien Geld noch gor nich all. Bäter künn

hei gor nich dauhn. „Dat hest all all achter unsen Rüggen klor? — Hest mi gor nich as Dremmler brukt? — Dat's jo allerhand, dat hard'k di gor nich tautrugt!“ „Je, dat's mi ok so paldautz äwer'n Liew kamen!“ „Nah“, mein sien Swester, „dat sall man gellen, wenn't Glück den Minschen söcht. Dat's jo 'ne schöne Buerstärđ, Meier sien, un up Anna is ierst recht nicks tau weiten, dei hett sick ümmer ollig hollen un is'n düchtig Frugensmensch int' Wirtschafte, un Gangwark sitt dor ok in. Dor büst nich mit bi-dragen!“ „Nah, wenn ji dat man meinen un dor nicks intauwend'n hebbn, denn lat' uns hüt nahmirđag hengahn un maken dat dicht. Sei luren up uns.“ Gewiß, dat süll losgahn. — Jehann wier tauierst prat, hard dei „Langschäftigen“ blitzblank makt un antagen, un dei nieg Joop dortau. Dei nieg Kips kreig hei ok prat. Jungklas hard noch ierst'n Oog wull nahmen in sienen groten Stauhl, nu keim hei äwerst bi lütten ok hoch un lang nah sien Schafstäwel, hüt morgen wier dor ierst frisch Stroh in kamen, nah dei Kirch hen hard hei's all anhatt. Fru Jungklas nääl' noch, paß ierst'n swart Taftschört vör, neihm dei äwerst werre af un kreig sick'n anner mit Penseeblaumen ut'n Kuffer; denn dei Huw mit Penseeflunkerbänd'n wull sei ok upsetten, dat paß denn bäter tausamen. — Ob's woll mit'n Umstäkdauk in korten Tüüg' hengahn künn? — Ore müßt dat'n groten Umslagdauk orre 'ne Äwertreckjack wäsen? Dat seig woll'n bäten gefährlich ut, bi dat warm Wäder. — Wo wier nu dei Knütthas? — Hard Ida dei werre in dei Fingern hatt? — Nu, dor leg's jo.

Sei wiern nu jüst von dei Hofstärđ raw, dunn würđ dat Knüttüg voneinwickelt, dat Klugen blag Wull ünner Arm klemmt un in'n Gahn bi sinnig Schritten ein Sticken nah'nannern afstickt un kei Masch fallen laten. — Jungklas güng bilang un leit sienen Stättstock ümmer nah rechtsch räwer wiet utswunken, so seig dat heil wichtig un vermögend ut. Jehann wier bald mal'n endlang vörup, denn eins'n endlang trüg. Hei as Jüngling hard keinen Handstock nahmen, dat seig jo nich ut. Äwerst up son' Dag hard hei sick'n Zigarr tügt, hei vergeit blot das Anhalen bi't Smöken, un dat wier grard'n richtige Smökzigarr von Kräuger Qualmann'n sien tau drei Pennig dat Stück. Hei dräug sei mastig twischen Vör- un Middelfinger, un wenn hei's in den' Mund steik, un sei wull nich mehr dampen, denn kreig hei Fuerstahl un Stein ut dei Büxentasch, Tunner ok, reit dorvon'n Loppen af, stünd still un pinker bet dat fungen, un dei Zigarr frisch in'n Brand sett wier. Dei Mannslürđ müssten beird dei Mütz'n bäten bet in'n Nacken schuwen, so warm schien dei Sünn' noch utgangs Oktober. Dei Käuh güng'n noch alle Dag buten up'n Seradella, geiben'n schön Deil Melk un leiten noch nich af. Dei jungen Wintersaaten wieren schön in' Wrieden; mit brun Spitzen, wat jüst ierst uplopen wier, dräup'swerlich noch. Stoppel un Dreisch wieren krüz un quer äwerhen mit witt Fadens bitreckt, un väl von diers Sommermetten segelten los' in lange Sluchters ümher un hackten hier un dor an, ok up uns Lürđ ehr Tüg, so dat's heil un deil äwerspannt up'n Kirschenhof ankeimen. Türk mäuk Larm, äwerst Jehann hard sick mit em all anfründt; as dei man särd: „Oh, Türk, giw di man“! höll hei gänzlich dat Muul un em würđ dei Swanz gahn.

As dei Hund ansläug, keik Mudde Möller dörch dei Rut baben in dei Stubendöör, Anna stünd achter ehr un räup recht fideel: „Nu kamen's“! As dei Bisäuk up dei grot Dääl keim, mäuk Mudde dei Stuwendöör all up. — Sei hard sick bannig in Staat smäten, hard 'ne Huw up mit gräun Flunkerbänd'n un 'ne gräunbunt Schört vör, un'n gebläumtes Umstäkeldauk üm, wat mit Dauknadels, dei'n hübschen, farbigen Glaskopp harden, — 'n Blaum orre Vagel —, glatt faststäken wier. So stünd sei vör ehren Bisäuk, bäurd em reiglang dei Tied un wunner sick, wat dei Ankamenden all uphackt wier: „Ji bringen jo so väl Glücksfadens mit, dei möten wi hier up dei Dääl woll man laten. Anna, dauh mal dei Tügböst her!“ Dat Tügs wull äwer nich recht wieken, Anna müßt ierst eins an dei Böst spucken, dunn güng't bäter. As Jungklas an dei Reig wier, dei höll nich lang'n still. As Fru Jungklas un hei all in dei Stuw seiten wier Anna noch'n Tied mit Jehann'n tau Gang'n, hei kreig dorbi son' Nücken, leit sick woll noch säbenmal den' Dank för't Raddrägen mit Tinsen utbitahlen un seig tau, dat hei sienen Dank vör't Afbösten ok biher los würđ. As Meier dunn dat Unglück hatt hard, wier

Jungklas eins dorwest, naher hard hei sien Fru eins henschickt hatt, dat sei sick nah em ümseig, von dunn an wier von ehr noch keiner werre dor west, sei harden sick lang'n nich seihn.

Nu müsst ok grad Fru Meier ehr jüngst Brauder, Discher Strohphahl ut Bäumendörp mit dei Fru indrapen. Nu güng't an't Kaffeedrinken. Dei bunt gebläumten Sündagstassen stünd'n all all prat up'n Disch. Up dei Tassen stünd allerwärts wat tau lesen. Up dei ein „Wohl bekomm's!“ Up dei anner: „Wenig, aber herzlich!“ Ob dat up dei Tass oder up dat Getränk tau düden wier? Wenig brukt'n dor jo gor nich ut tau trinken, wenn man sei sick öfters vull schenken leit. — Dei drüüd Tass' hard den' Wunsch: „Bleib gesund und froh!“ Paula hard all e'ns meint, dormit dat indrapen künn, hard dor noch achter stahn müßt: „un versluck di nich!“ — Dat ok „Gedenke mein!“ un „Vergiß mein nich!“ as Inschriften anbröcht wieren, verstünd' sick vonsülwen. — Melkpott un Zuckerdos' stünd'n dorbi.

Nu keim Paula, hüt hard sei ok heil Strümp un lerdern Tüffel an, güng äwerhaupt as uten Ei pöllt, sei dräug dei grot bleckern Kaffeekann' un stell sei batz up'n Disch up'n Brikken dal. Achterher keim Anna mit'n poor Schötteln vull Gestkauken un Ossengen, frisch un warm. Jereein schenk' sick sien Tass' vull, miehimals, un lang'n ok düchtig von dei Kaukentöllers raf. Dei Discher, hei wier man so'n lütten Knutscher, stülp tauerst sien Tass' üm un stünd up von'n Disch.

„Büst Du're all mit lang?“ fräg sien Swester. „As dei Köster mit'n Sündag!“ — kreig sei tau Antwort. — likerst rard sei em: „Süst Du di man noch eins inschenken!“ — „Nee, wat sal'k mit all dei Jüch in'n Liew!“ — Äwer'n Ossenoog leit hei sick noch ansnacken, dor fünd sick sacht noch Platz för. „Sett die doch werre dal dorbi“, särd sien Swager Meier, „in'n Stahn kaut jo dat Veih!“

„Oh“, antwort dei Dreikäshoch: Wenn'n in'n Stahn et, ward'n lingelang satt!“ Bi son' Snack kreig Anna wat in'n sündagschen Hals, Jehann müsst ehr dägt in'n Puckel kloppen, wat hei ok nich mieh'r as giern deer. — Jehann wier äwerhaupt hüt tau weeg as Bull in dei Wisch.

As sei nu all Kaffee naug hardn, wieren's in't irst hellisch mulful. Wat harden's sick äwerst ok sur warden laten! Dei Mannslürd keimen bi lütten up'n Pierhandel tau snacken, dei Frugenslürd fügen von't Gäusfettmaken un -slachten an. Bald würd äwerst'n lütt wittgläsern Buddel mit roren Kirsch up'n Disch stellt, dat wier Sprakwater, un as dei Mannslürd dorvon ierst all ut ein Glas drunken harden, dunn würd dei Frigeratschon un dei Hannel dicht un klor makt. Dei Frugenslürd, dei Ollen hürten nipp tau, snackten ok männigmal mit. Dei Discherfru, dei dor nicks mang hard, güng mit Anna eins nah'n Goren lang, sei söchten dei letzten Plummen nah un würden biher fraut, dat af un an ok all'n Walnät dalklucksen deer. Anna hard äwerst'n Driwwel, dat wohr nich lang'n, dunn särd's tau Dischertanten: „Kumm, will'n man werre rin gahn!“ — In dei Stuw keimen's nu all ehr mit ehren Glückwunsch entgegen. — Fru Jungklas mäuk son' twievelmäudig Gesicht, ehr wiert nich ganz klor: Hard ehr Brauder Jehann sick'n Brut anschafft? — Orre hard Meier's Anna sick'n Brüdjam angelt? Na, ein Dauhn!

Unkel Strohphahl kreig nu furts den' Updrag, twei Berstärden (dei tweisläpigen wieren all gänzlich ut dei Maurd) un'n Kleederschapp tau maken; 'n Kommod' deer nich nördig, dei hard Anna all. Son' Updrag, dat wier dei Discher sick nich maurden west. Nu wull hei giern weiten, wennehr denn dei Hochtied warden süll; ob hei sick spaurden müßt, n'n Harwst wullen väl Lürd frien, denn hard hei ümmer allerhand Saken tau maken. — 'N bäten „Snappenlicker nah dei Reig“ müßt ok gahn. „Giw mal den' Klenner achter'n Spiegel rut“ särd Meier tau Anna. As hei'n bäten dorin rümbädert hard, mein hei: „Gaht man'n iersten, besten Dag mit jug Papieren nah't Standesamt un nah'n Preister un bistellt dat Upgebot. Drei Sünndaag sünd jüst noch nah bet 1. Advent, nahst steiht hier: „Geschlossene Hochzeitsfreiheit!“ — un dat durt bet Wieh-

nachten un denn kamen dei Twölften, un dat is jo ok so. Un mirden in'n Winder höllt kein Minsch Hochtied, un dor's jo ok nicks in'n Weeg." So würd den dat afmakt, dat süll reits anräukt ward'n. Nu würd äwerst Jungklas dat Riwslagen un Wunnerwarken kriegen, wo hei nu up'n Stutz'n Knecht uterre Tied herkreig, dei nah'n Vieruntwindigsten noch kein Flag hard'n, wieren nich dei Hüsung wiert.

Dei Discher wüßt äwerst Rat: „Meld di man furts bi Kopmann Struken in dei Stadt, dor hest du jo ok woll dien Inkehrung, dei bisorgt di'n Sweden, alle Woch kamen weck räwer, dat sälen ollig Lürd wäsen, ward seggt. Bi uns sünd all drei in'n Dörp, un ehr Buer'n will'n gor kein bäter hebb'n.“ „Hürt hew ik ok all von. Mi bliwt ok woll wiere nicks äwerig, dat möt'k denn woll man dauhn. — Nich Mudder?“ „Ja, mi sallt recht wäsen!“ As't Abendbrotstied wier, geiwt werre düchtig wat vör'n Snawel un nahst särd Discherunkel tau sien Fru: „Je, Mudde, uns' Weg is dei wierdst!“ — Sei rüst'ten un güngen nah Hus'. — Dei annern (äwerst nich dei in'n Stall sünd) seiten noch'n ganze Wiel tausamen; Jehann släup hüt gor nich tau. As sei nah Hus güngen, wier hei noch munter un fidel, as wenn hei noch dulle Ding'n an'n Dag geben mücht, wat süss gor nich sien Ort wier. Annern Morgen vertell Mudde Jungklas ehren Mann: „Du hest äwer Nacht heil slecht slapen, ümmertau wölert, von ein Siet nah dei anner!“ „Ja“, mein hei, „mi hett dat so dull in'n Kopp lägen, Maschinen möten wi uns nu doch anschaffen, dat helpt nich wiere; un denn mit den'n Sweden, wenn dat man glücken ward. — In'n Drom hew ick Hackels snäden noch mit dat oll Metz, lat hard äwer 'n grot Schort un sneird nich eins glatt af, dat wier 'ne dulle Taserie! — Sweit't hew'k, as'n Oss! — Dat kümmt all von Jehann'n sien Friegeri!“ „Ach wat! — Jehann möt doch ok endlich nah sien Furtkamen utwäsen. — Süll't nich darvon wäsen, dat du dat bi't Abendbrotäten tau gaut meint hest? — Ik hew mi des Dods wunnert, wat du allens bi dei Siet bögen deerst; dat seig meist ut, as wenn du in dienen Hus' nich mal satt tau äten kreigst. Nu lat mi man Liesch vörkriegen un denn tuck man hen nah dei Stadt un snack mit Struken, dat wi'n Sweden kriegen, un denn bistellst uns glik bi'n Maschinenbuger Hackels un Döschmaschin, dortau hew ick dat Geld in'n Kuffer prat. — Tau Mirdag kümmt woll nich werre ran, ick back di, wildeß du di prat makst, 'n Eierkauken.“

3.

Dei Hochtied ward anreigt. — Wat dor all bi los is un bi rüm bammelt. — Wo't up dei Festlichkeit hergeiht un wo'n bi lütten werre in dei oll Leus' kümmt.

Den' nächsten Dag keim uns' Brutpoor up dei Kanzel. Nah dei Prädigt un dat Kirchengebet les' dei Preister aw: „Es sind Personen vorhanden, die gewillt sind, in den Stand der heiligen Ehe zu treten!“ Wat horchten's all up? Wer dat woll wier? Dor hard noch keiner so recht wat munkeln hört. Dei beiden Namen von Brüdjam un Brut würden awlest as „aufgeboden zum erstenmal“ un denn heit dat: „Wer etwas einzurenden hat, der melde sich zur rechten Zeit und gehörigen Ort's, schweige aber hernach!“ Un dunn mäuk dei Preister dat Bauk tau, un nu keim'n Förbird för dat Brutpoor un ehr Vörnehmen un ehren lebenslänglichen Ehestand. Dei Kirchlürd bröchten also heil wat Nieges mit an't Hus. In ganz Gülzow würd diers Brutschaft nu bisnackt. Äwer keiner wüßt von dit Poor wat Leegs, un son' Niigkeit, dei keinen Haken hett, dei sick breit utsmärden lett, kümmt werre ut'n Fier. Von Meijers Hus' ut würd Jehann, dei taukünftig Swiegersähn bannig in'n Tritt hollen, bald wier dit, bald wier dat, allerhand Loperie, dei Meiers sick wegen Gebrecklichkeit von'n Liew schuwen müßten un em uphalsen deeren. He müßt sick meist Hack un Tehn aflopen. Dormit läup äwerst ok dei Tied hen. Fru Jungklas un ehr Ida hard'n grot Tüggörw vull Wäsch, as dei von dei Lien kamen wier, sick nah dei grot Stuw rinhalt. Stück vör Stück würd up'n Mangelknüppel wickelt un denn mit dat Mangelholt up'n groten Disch hen- un herrullt. Dat deer Mudde, Ida müßt dat Tüg von'n Knüppel raw schier tausamennehmen un up'n Stapel leggen, dat dat nahst verwohrt warden künn.

Vun den tetrowschen Häkt

Tweit Geschicht

von Otthinrich Müller-Ramelsloh

De Tetrowschen harrn den Häkt mit de sülwern Glock to ehr fiefhünnertjohrfier richtig wedder infungen.

Magistrat und Ratsherren harrn nu bisloten, datt se all Tetrowschen to dat Häkteen inloden wöllt. Jedwereen schüll nen dägtes Stück vun den Häktbraden achter de Kusen schuben können. Allens umsüß!

Dat schüll vör sick gahn, as de Spiesung vun de teindusend ut dat ole Testament. De Kreuger vun den Stadtbrunnen kreg nu den Opdrag, den Lurjahn trecht to moken. De Timmermeister Rathke leefert Disch und Stöhl. De Dischdecken stüert Heiner Graw to und de Töllers und Schöttels sleppt de Konditer Gösler op 'n Markt.

Bürgermeister Langnäs höl de Dischred: „All Teterowschen sünd een Fomili! Und so schüllt se sick jümmers opführen! Biten daun sick blots niedscheeze Hunden, öwers 't möten jümmers twee sien! Anständig Börgers setten Hand und Faut tosam.“

Und denn fügen se an to schmausen. De Kreuger Wasmund vun Stadt Woren harr dat Brantwoter stift und Schaute Scharp ut de Knickhägerstraat de langen Getränken.

Und so mang Eeten und Drinken süngen se sick jümmers mol nen Vers vun ehr beten quarrig Leeder und, wenn se den Text nich miehr wüßten, denn fläut'ten se sick eenen.

Wiessed harr de Fru vun den Brunnenkreuger ehr Gewäs, datt allens richtig to schick bleev. Und dorbie föhl ehr denn ook de sülwern Glock in, de de Häkt ümhatt harr. Wo wier se afbleeven? Se söcht und söcht und künn se doch nich findn. Se bisnackt sick mit den Botanischen, wiel datt he doch so'n Geliehrten wier:

He harr denn ook glieks de Sökregeln bie Hand: „Bie't Söken möt man jümmers toierst bie sick sülwern anfangen und, wenn dat nix bringt, dor söken, wo't liggt! Denn is dat Finnen 'ne Kleenigkeet!“

Wier öwer nix dormit! De Glock wier weg.

„Jä“, seggt dunn de Botanische: „Mien Sökregels sünd in Ordnung. Dor kannst di to verlat di op. Wenn dei nix nützen daun, denn hett dat anner Knep: Denn is de Glock klaut!“

O jemine, harr se würlklich eener klaut und wer künn sowat anstellen? Wer harr sick dat woll rutnahmen? Bie so'n festlich Gelegenheit und denn klaun! Dat wier jo gornich uttodenken! Dat wier jo een ganz beuses Stück! Datt de Glock klaut wier, sprök sich ielends rüm.

De Magistrot und de Ratsherren harrn sick dit Fest as een Stiftungsfest för den ewigen Freeden mang de Börgerschaft dacht.

Öwer nu harr sick dat wedder rutstellt, dat de Best nich in Freeden leven künn, wenn de Beus sien Gewäs bidreev. Nu stünd de ole Marschall Präber op und hölt ne Brandred: Spitzbauwerie möst afschafft warnn! Dat harr sick nu wedder as dringend Gebot rutstellt. Und he bröcht glieks 'n Gesetz in'n Vörslag:

Alln uniehrlichen Kramt schüll in Tetrow vun dissen Dag an nich miehr leeden warn. Wenn se nu doch noch eenen dorbie to faten kriegen schüllt, denn schüll he gliekst und ohn grot Fisematenten ophängt warnn!

Dat Gesetz schüll ook för den Spitzbauwen, de de Glock klaut harr, güllig sien. So is dat denn ook bisloten worrn.

Nu gäv dat ne hochnotprienliche Ünnersökung: De Stadtpanner und de dick Wachtmeester Meyer möst'n alle Gäst, de op den Markt tohoop kamen wiern, afkloppen.

Se fünd'n den Deef! He wier keenen Teterowschen, nee! He wier nen Utlänner, de sick bie de Fier mit insleken harr, und wo käm he her? Dat wier doch wedder mol typisch! He wier nen Malchiner Gösse!

Nu wier de Upregung grot! De Stadtsuldaten kregen em to faten und denn törnten se em mit grots Gedöns glieks nah den Galgenbarg! Dor schüll he fuurts ophängt warn! Öwer: Nu gäv dat ne neege Quad, mit de nüms und narrens har reken kunnt:

De Teterowschen harrn jüstens all eenen Galgen, as de Malchiners noch keenen harrn. Ut dissen Bihoep löten de Malchiners siet Johr und Dag ehr Verbrekers in Teterow ophängen. Dat wier woll hunnert Johren so wesen.

Schließlich und endlich wier dat de Teterowschen nich miehr to pass. Und denn harrn se een Gesetz bisloten, datt an den teterowschen Galgen een Schild anbröcht würd:

„Blots för Teterower“.

Und dat schüll gelln! An den teterowschen Galgen schüll henfuurts keen Verbrekers miehr ophängt warn, de ut Malchin kamen deden. He schüll blots för de Teterowschen Verwennung findn.

Dormit harrn de Teterowschen sick de Malchiner Galgenvögel vun'n Liew schaffen wullt! Dat wier ehr ook glückt! As se nu mit den Delinquenten op den Galgenberg anlangt wiern, dor stök den dicken Wachtmeester Meyer dat Schild in de Oogen.

„Töwt mol, Jungens!“ säd he: „Hier is licht falsch to Wark to gahn! Könnst jie dat Schild lesen?“ „Jo!“ „Wat nu?“ „Jä, denn möt wie em wedder op den Markt trüg bringen!“ Und se kämen mit den Delinquenten wedder op den Markt an und Wachtmeester Meyer gäv den Magistrat kund vun de Niglichkeit.

„Jä“, säd de Börgermeester, „keen Wulk an'n Häben, und doch sleiht't Gewitter in ne Bass! — Gesetz is Gesetz! Dor is nix antorichten! Dat können wie uns ook nich leisten! Denn hebben wie de Malchiner Galgenvögel wedder an'n Hals! Wenn wie dor an rögen, fangt't an to stinken! Wat is to daun? Dat is so hart und so slim und so leg, as för de Armut düer Tieten!“

De Afkat Sauzahn harr de richtig Idee: „Wie schuf em af öwer de Malchiner Grenz! Bivör wie dat öwer daun, ward he för vagelfri erklärt! Jedwereen kann em, wo he em andrapen deid, de Klocken fri geben und em op de letzten Sahlen danzen laten, as dat grad passen deid! Denn ward em woll de Lust vergahn, nah Teterow trüg to kamen!“

Und denn hebben se em versahlt, so dat keen Hund noch'n Stück Brot vun um nähmen ded und hebben em op eenen Kastenwagen smeten und öwer den Pampower Barg führt. Dor hebben se em vun'n Wagen kippt und in'n Graben stött und to em seggt:

Kumm du nich wedder trüg nah Teterow,
Denn geht di 't nochmol ebenso!

Dat wier de tweit Geschicht vun den tetenwer Häkt. Dat giwt noch een drütt!

Kroonen aewer de Lünbörger Heid

So kloar un wied un hoch
is hüt de Häb'm.
De Wind weijt sacht
un spält in brunbunt Loof.
De Eckern klacken. —
Aewer mi doar sträb'm
de Kroonen furt
in grot un kielig Schoof.

Ik war ganz still un hork
tohöjd un luer.
Ehr Roopen krüppt mi in!
— de olle Klang!
Wur sünd ji her?
Sünd ok von't Trebbowsch Muur,
von'n Klaetnow un
von'n Drewen-See *) weck mank?

Mi ward benaud, so drang'n
is't in min Bost.
Min Seel — du raeterst
jo an diene Puurt! —
Heff'k in de Frömd'n
nich allmeist glücklich losst?
Ik sall die updoon? —
Dennso ihl du fuurt!

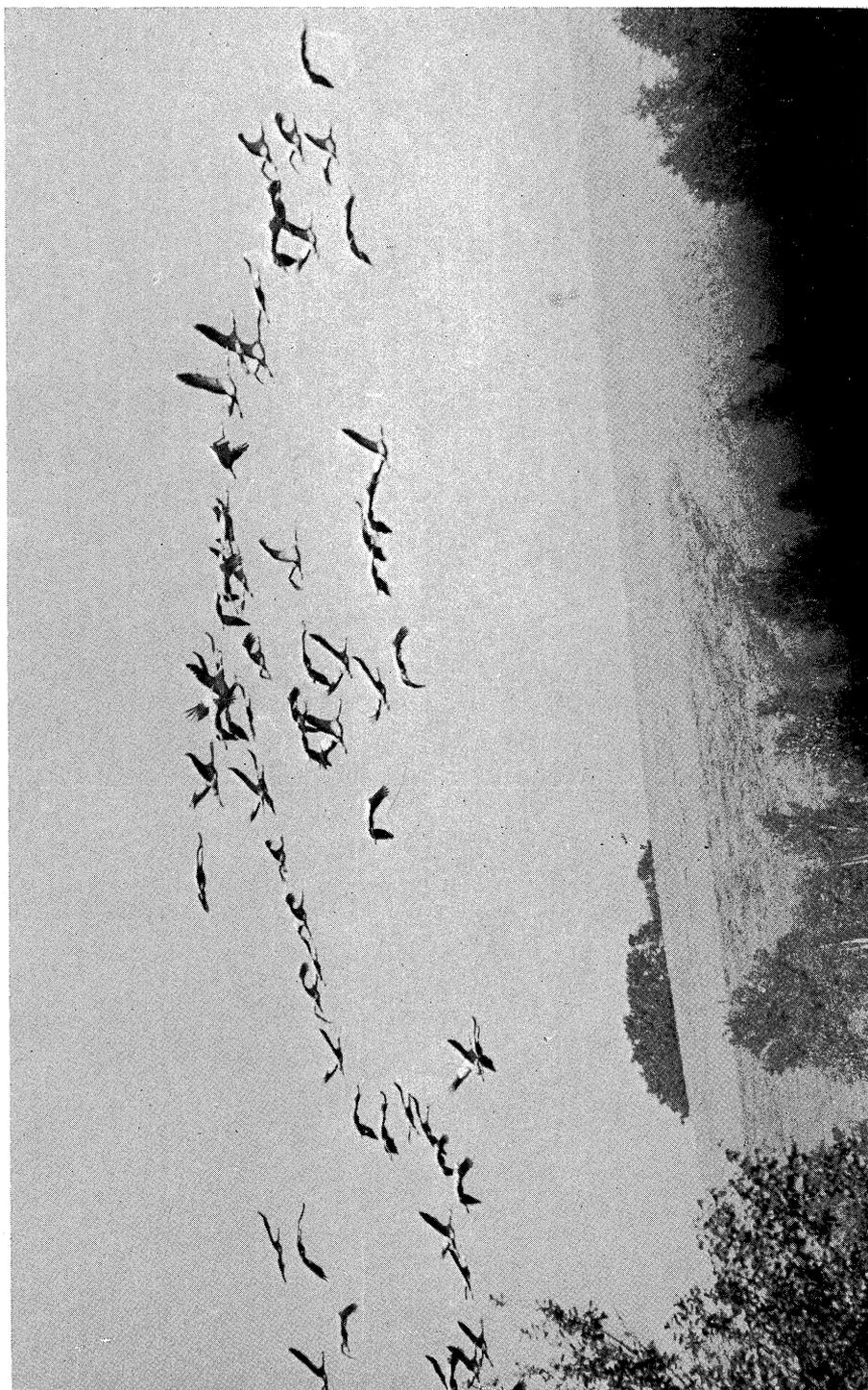
Mit enns to Hus! — to Hoff!
De Oll'n bi mi! —
De Stalldör up,
ehr Forer gnuscht de Mehr.
De Morgendaok
giff noch den Blick nich frie,
doch von de Hosst **)
grüßt Kroonsroop nah uns her.

Vörbi, vörbi! — Lang'n her
un allst terflaoten!
De Wegg torügg,
wat sall de nu? — O doch!
Wi'k grad gahn up de
frömd'n un stoffig'n Straoten,
bruk ik di Heimat
hüt un ümmer noch!

Klaus Giese

*) Seen und Brücher südlich Strelitz, alte Kranichbrutplätze

**) Hosst = Kalkhorst bei Strelitz



De Kroonen

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

40. Jg. - Nr. 70

Göttingen

Winter 1974/75

Ferienfahrt nach Serrahn

Ein alter, lieber Neustrelitzer, der seine Heimatstadt aus beruflichen Gründen schon vor etwa 50 Jahren verließ, ihr aber unvermindert verbunden geblieben ist und sie daher häufig besucht hat, schildert uns schlicht, aber doch eindrucksvoll seine Erlebnisse auf einer Fahrt nach Serrahn. Wir veröffentlichen diesen Bericht mit der vom Verfasser angefertigten Skizze vom Walter-Karbe-Gedenkstein an der ehemaligen Stätte des mittelalterlichen Dorfes Saran, weil die Lektüre bei manchem Leser sicherlich alte Erinnerungen wecken wird. Auch atmen die Zeilen spürbar die noch verbliebene Stille unserer heimatlichen Landschaft mit ihren weiten Wäldern und Seen.

Unser Freund schreibt uns:

Seit einigen Jahren hatte ich die Biologische Station und die von Walter Karbe wiederentdeckte alte Dorfstelle *Serrahn* nicht mehr besucht. Das wollte ich während meines letzten Ferienaufenthaltes in Neustrelitz mit dem Fahrrad nachholen. Um von der Strelitzer Straße auf die Woldegker Chaussee zu gelangen, fuhr ich gegenüber der Marly links ab durch zum Teil neue, mir unbekannte Straßen, die auf der Rückseite der Fasanerie in einen modern angelegten Stadtteil münden. Die bald erreichte Chaussee in Richtung *Zinow* — *Carpin* verläuft größtenteils durch Wald und hatte wenig Autoverkehr. Nachdem ich die Stadt längst hinter mir hatte, sah ich an der linken Seite der Straße militärisch wirkende Anlagen sowie einen Wachturm, von dem aus die Goldenbaumer Landstraße kontrolliert werden kann. Die Fahrt durch die altbekannte Gegend war bei dem schönen Wetter trotz der endlos scheinenden Straße ein Genuß. Nach einiger Zeit kamen aus Richtung *Thurow* auf einer Übung befindliche sowjetische Soldaten. Irgendwie machte sich auf jeder Fahrt ihre Anwesenheit bemerkbar. Ein Stück hinter dem Forsthaus *Dianenhof* fuhr ich dann rechts ab in das Gebiet des ehemaligen Wildparks und erlebte einige Zeit die erhabene Stille am Schweinegartensee. Nirgends traf ich Menschen. Auch die Biologische Station war wie ausgestorben, nur einige Kolkraben machten sich bemerkbar. So schob ich das Fahrrad erst einmal weiter und suchte die Stelle, an der vor Jahrhunderten der Ort *Serrahn* ausgelöscht wurde. Mehr als zehn Jahre ist es her, da hatte ich sie gefunden, als die Grabungen noch nicht überwachsen und die Kiefernplantagen noch niedrig waren. Jetzt ergaben sich damit Schwierigkeiten, denn Bäume und Unterwuchs hatten inzwischen alles überwuchert. Schließlich fand ich aber doch den Stein mit der Inschrift

W. Karbe
entdeckte hier 1933
das Dorf
Saran
15. Jh.

Ich hatte ihn damals gezeichnet. Die Skizze bewahre ich auf in Walter Karbes „— der sich die Heimat erwanderte“.

Plötzlich wurde die große Stille unterbrochen. Aus der ehemaligen Försterei klangen mehrstimmige Hornsignale zu mir herüber. Da sie ohnedies mein Ziel war, machte ich mich dorthin auf den Weg. Wie zum Empfang ertönte das schöne Jagdsignal „Begrüßung“, der ehemalige „Fürstengruß“. Zwei junge Forstbeflissene hatten sich zum Üben getroffen und mir



mit den Hornklängen ungewollt eine Freude gemacht. Mein Kompliment und die Versicherung, nie so großartig begrüßt worden zu sein, und schon war der Kontakt hergestellt. Etwas Übermut mag im Spiele gewesen sein, als ich den Wunsch äußerte, es auch einmal auf dem Plesshorn versuchen zu dürfen. Ich hätte früher auch schon mal „und so“. Wahrscheinlich werden die Grünuniformierten gedacht haben, der alte Knabe wird sich wundern. Als aber auch meine „Begrüßung“ einwandfrei erklang, waren sie sehr erstaunt. Gelernt ist eben gelernt. Wir hatten alle Spaß und ich darüber hinaus auch die günstige Gelegenheit, durch freundliche Landsleute einen Einblick in die Biologische Station tun zu können. Serahn ist nicht zuletzt als Forschungsstätte des Vogelzuges sehr bekannt geworden. Unvergesslich wird mir der kurze Aufenthalt dort inmitten der weiten Wälder mit ihrem vielfältigen Vogelleben bleiben. Ein besonderer Höhepunkt war für mich die Besichtigung der 40 Meter



Neustrelitzer Tischrunde beim Heimattreffen in Ratzeburg, am Abend des 25. Mai 1974 (von links nach rechts) Frau Gertrud Hartwig, Frau Ursula Krüger, Heinz Grähn, Frau Lotti Gössler, Dr. Fritz Gössler, Peter Heitmann, Schnurz Bahlcke.

hohen sogenannten schönen Kiefer mit dem umfangreichen Seeadlerhorst, der allerdings nicht mehr besetzt ist. Aber diese stolzen Greife und manch' andere ornithologische Seltenheit gibt es noch im Strelitzer Land.

Die Zeit verging; allmählich mußte ich an die Rückfahrt denken. Wie fast überall in der alten Heimat vermißte ich auch im ehemaligen Forstamt Wildpark die Wegweiser. Auf der Wanderkarte ist wahrscheinlich auch nicht jeder Weg verzeichnet. Ich radelte durch die Stille des Waldes und kam schließlich an eine Weggabelung, an der ich nicht wußte, für welche Richtung ich mich entscheiden sollte. Zufällig kam ein junger Mopedfahrer dahergebraust, den ich fragen konnte. Er zeigte mir den Weg, der auf die alte Goldenbaumer Landstraße und am Jägerpohl vorbeiführt. Es war fast märchenhaft, als ich plötzlich auf ein Heckenhaus stieß, das mich unwillkürlich an das Hexenhäuschen in „Hänsel und Gretel“ erinnerte. Keine Menschenseele zu sehen, nur ein paar Katzen. Ein Buntspecht bearbeitete den Stamm eines Obstbaumes. Alles schien ein wenig verwahrlost. Erst auf mein mehrmaliges Klopfen erschien ein verhutzetes Weiblein. Ich muß lächeln, wenn ich an die merkwürdigen Erlebnisse denke, die ich gar nicht so selten auf meinen Fahrten durch die Heimat hatte. Nun, ich hatte es keineswegs mit einer Hexe, sondern mit einer durchaus harmlosen älteren Frau zu tun, die mit ihrem Sohn das Leben in dieser Weltabgeschiedenheit teilte. Es sind Sudetendeutsche, die ihre Heimat, Haus und Hof verlassen mußten. Inzwischen war auch der sehr sympathische, gut aussehende Sohn erschienen. Er hatte mich schon auf der Biologischen Station gesehen. Auf meine Frage nach seiner Familie erklärte er mir, daß keine junge Frau in diese Einsamkeit zu ziehen Lust hätte. Er war Junggeselle. Die beiden Leutchen freuten sich, einmal mit jemandem sprechen zu können. Und da es auch etwas zu regnen anfang, blieb ich länger als beabsichtigt auf der Bank unter dem blühenden Kastanienbaum sitzen. In der Nähe war ein größeres Gatter mit Muffelwild zum Eingewöhnen. Später sollte es in die freie Wildbahn entlassen werden. Die Pflege oblag dem jungen Mann, der mir auch das Innere der Umzäunung zeigte, das hauptsächlich Jungkiefer und Blaubeerkraut als Vegetation aufwies. Für

mich war es ein interessantes Erlebnis mehr. Heller war es in der Zwischenzeit nicht geworden, aber zu regnen hatte es aufgehört. Freundlicher Abschied und vorsichtige Fahrt durch den dämmerigen Wald. Später, auf der Goldenbaumer Landstraße, wurde es lichter. Goldgelb loderte ringsum der blühende Ginster, der *Brahm*, wie Hermann Löns ihn nennt. Auf einer Waldwiese ästen vertraut einige Rehe. Ganz so friedlich, wie es den Anschein hatte, ist es in dieser Gegend aber doch wohl nicht oder zumindest nicht immer. Links vom Wege am Waldrand künden in Abständen Tafeln, daß das

Betreten des Geländes verboten ist und daß scharf geschossen wird.

In einiger Entfernung wird der eingangs erwähnte hölzerne Wachturm an der Chaussee sichtbar, auf den die Goldenbaumer Landstraße zuläuft. Der Uniformierte darauf hatte den Feldstecher bereits auf mich gerichtet, wie ich — ebenfalls glasbewaffnet — feststellte. Sicher bot sich für seine Langeweile eine kleine Abwechslung. Einige Minuten später radelte ich unbehindert an ihm vorüber, die personifizierte Harmlosigkeit, wie er inzwischen wohl festgestellt haben mochte. Bald darauf verließ ich die Woldegker Chaussee. Ich kam wieder durch den neuen Stadtteil hinter der Fasanerie. Noch vor völligem Dunkelwerden war ich in meinem Ferienquartier. Hinter mir lag eine erlebnisreiche Serrahnfahrt.

Geburtstage

Am 15. Juni 1974 vollendete unserer Caroliner Forstmeister a. D. Grapow, früher Zinow, jetzt wohnhaft in 4 Düsseldorf-Grafenberg, Schubertstraße 1, sein 94. Lebensjahr. Seine Gattin schreibt uns: „Für Ihr freundliches Gedenken und für die Glückwünsche zum Geburtstag meines Mannes läßt letzterer sehr herzlich danken. Dem Alter entsprechend ist mein Mann noch ganz gut auf dem Posten. Täglich längere Spaziergänge werden noch gemacht. Nur die Augen wollen nicht mehr so recht. Lesen und Schreiben strengt sehr an. So erledige ich die Post. Mein Mann läßt herzlich grüßen. Ich schließe mich an. Beide bitten wir, allen, die sich unserer erinnern, Grüße zu bestellen.“ Dr. Ernst Marung, wohnhaft in Lübeck, Wallbrechtstraße 9, feierte am 15. Juli 1974 seinen 80. Geburtstag. Wir übermittelten ihm, der die Neubrandenburger Altschülerschaft früher in unserem Vorstand vertrat, unsere herzlichen Glückwünsche. Dr. Marung beging seinen Ehrentag mit seinen Kindern und Enkeln in demjenige Teil seines ehemaligen Schönberger Gerichtsbezirkes, der heute auf freiem Boden des Domlandes Ratzeburg liegt.

Friedrich Griese, erster Kulturpreisträger der Landsmannschaft Mecklenburg, dessen neuestes Werk „Eure guten Jahre“ in Heft 68/69, Seite 70/73 unsrer Zeitschrift von Professor Dr. Beyschlag anerkennend gewürdigt wurde, vollendete am 2. Oktober 1974 in Gr. Grönau bei Lübeck sein 84. Lebensjahr. Möge ihm seine unverminderte Schaffensfreude und dichterische Gestaltungskraft noch lange erhalten bleiben!

Unser Mitherausgeber und Schriftleiter dieser Zeitschrift, Dr. Walter Lehmbeker, 23 Kiel, Aubrook 4, begeht am 10. Dezember 1974 seinen 76. Geburtstag. Er hat sich vor allem durch das Fritz-Reuter-Sonderheft, das in vielen Zeitschriften und Tageszeitungen gebührend rezensiert wurde, bleibende Verdienste um unsere mecklenburgische Heimat und ihren größten niederdeutschen Dichter wie auch um das Ansehen unserer Zeitschrift erworben. Wir gedenken seiner am 10. Dezember mit allen guten Wünschen für ihn und sein weiteres Wirken.

Am 14. Januar 1975 vollendet Heinz Schondorf sein 70. Lebensjahr. Ihm gelten unsere Glückwünsche fürs neue Lebensjahrzehnt. Heinz Schondorf war jahrelang als Buchhändler in Bozen tätig und wohnt jetzt in J 39042 Brixen/Südtirol, Schwesternau 23. Er arbeitet noch halbtags als Bibliothekar am Brixener Seminar.

Otthinrich Müller-Ramelsloh 70 Jahre

Am 7. Oktober 1974 feierte Rechtsanwalt Otthinrich Müller-Ramelsloh seinen 70. Geburtstag. Zum Empfang im Hamburger Ratskeller hatten sich zahllose namhafte Gratulanten aus Berufs- und Freundeskreis eingefunden. Neben oder über seiner Tätigkeit als geschätzter Jurist steht sein in aller Stille sich wirklichsendes Denken und Schaffen als Philosoph, als Historiker und Dramatiker. Seine Betrachtungen und Erkenntnisse sind u. a. in seinem Werk „Mensch im freiheitlichen Selbstvollzug seines Wesens“ niedergelegt worden, worüber wir im „Carolinum“ Heft 60/61, Seite 88, berichteten. Seine sprachliche Gestaltungskraft offen-

bart sich im Verein mit tiefgründigem, geschichtlichem Darstellungs- und Deutungsvermögen in seinen großen Dramen, deren Titelhelden Schliemann, Knut, Luther und Bruno sind. Über sein 1973 im Europäischen Verlag Wien erschienenenes Drama „König Knut“ brachten wir eine Rezension im „Carolinum“ Heft 68/69, Seite 116. Jetzt liegt uns ein ebenso packendes Drama „Giordano Bruno“ vor. Wir stimmen mit dem Verfasser überein, wenn er am Schluß seiner Regieanweisung schreibt: „Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, muß wieder um die großen Fragen des Lebens gerungen werden. Dann werden die Theater die Zahl der andrängenden Besucher nicht fassen!“

Wie wir hörten, arbeitet Otthinrich Müller jetzt an einem plattdeutschen Werk. Wir wünschen ihm, der auch für unser „Carolinum“ manchen guten Beitrag geleistet hat und die uns befreundete Malchiner Altschülerschaft leitet, weitere erfolgreiche Schaffenskraft und beste Gesundheit fürs neue Lebensjahrzehnt!

Schulrat a. D. Walter Burmeister wurde 80

Eine der profiliertesten Lehrerpersönlichkeiten in Mecklenburg in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen beging am 14. November in Meldorf (Döseweg 32) seinen 80. Geburtstag. Nach seiner Teilnahme am 1. Weltkrieg bestand Burmeister 1919 sein Examen als Volksschullehrer, war Lehrer in Losten und Lehsten und danach an der Übungsschule des Seminars Neukloster in Perniek. Ostern 1928 wurde er als Lehrer an höheren Schulen an die Große Stadtschule in Wismar berufen. 1937 wurde er Rektor der Knabenvolksschule in Wismar, einige Jahre später Schulrat. Auch am 2. Weltkrieg nahm er teil, vielfach ausgezeichnet und befördert. Burmeister war im Vorstand des Mecklenburgischen Lehrervereins und Schriftleiter der hochgeschätzten Mecklenburgischen Schulzeitung. Er war Herausgeber und Mitarbeiter von mehreren Schullehrbüchern. Seit Jahren ist er Mitarbeiter des Carolinum und schrieb nach 1945 die Geschichte seines Regiments. Die Bundeslandsmannschaft Mecklenburg würdigte in der 5. Ausgabe ihres Informationsblattes seine großen Verdienste in Schleswig-Holstein, nach seiner Pensionierung in vielen Ehrenämtern. Er war Vorsitzender des Kreisverbandes im LvD, Mitglied in Ausschüssen der Stadt, des Kreises und des Landes, Mitarbeiter im Kuratorium „Unteilbares Deutschland“, Gründer und Vorsitzender des Traditionsverbandes eines mecklenburgischen Regiments, Mitglied der Prüfungskommission zur Erlangung des 1. Jagdscheines, Vorstandsmitglied der Heimvolkshochschule Lunden, und vor allem Leiter der Stadtbibliothek Meldorf. Diese Ehrenämter mußte Walter Burmeister aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Als er die Leitung der ihm besonders ans Herz gewachsenen Stadtbücherei abgab, wurde ihm der Ehrenteller der Stadt Meldorf verliehen.

Gestorben

Nachträglich erfahren wir, daß am 31. Juli 1973 unser ehemaliger Fahrschüler aus Mirow, Buchhändler Georg Schmidt, in Schwerte verstorben ist. Er besuchte unser Carolinum bis 1927. Um ihn („Josi“) trauern auch seine Klassenkameraden. — Am 14. April 1974 ging unser Caroliner Rudolf Jacoby in Bad Segeberg nach reichhaltigem Schaffen als Schriftleiter und Schriftsteller im 88. Lebensjahr heim. Er war Redakteur der Segeberger Zeitung und der Zeitschrift „Bienenzucht“. Auch wirkte er jahrelang als Bürgermeister von Bad Segeberg. — Heinz Schlicht, Studienleiter der Europäischen Akademie Otzenhausen, verstarb am 21. Mai 1974 im Alter von 59 Jahren. Er war mit Annaliese, geborene Krause, verheiratet, die in Otzenhausen mit ihrer Mutter, Frau Maria Krause (81 J.), der Witwe unseres Neustrelitzer Zahnarztes, Dr. Krause, zusammenwohnt. — Frau Lieselotte Reich, geb. Rühle, aus Strelitz zuletzt wohnhaft in Bad Tölz, verstarb am 19. 7. 1974 nach längerem Leiden im Alter von 65 Jahren. — Wir trauern auch um den Tod der beiden Schwestern Käthe Momberger, geborene Graack, und Maria Graack, beide zuletzt wohnhaft in Markheidenfeld. Maria Graack erlitt am 17. 6. 1974 einen Herzinfarkt, der zu ihrem plötzlichen Tode führte. Ihre um 10 Jahre ältere Schwester Käthe verstarb am 17. 11. 1973 kurz vor ihrem 76. Geburtstag. In der schönen Spessartlandschaft hatten beide ihre letzten Lebensjahre verbracht und von dort viele Reisen unternommen. — In Groß Hehlen bei Celle wurde am 7. 7. 1974 unser Caroliner Wilhelm Schünemann, Oberstleutnant a. D. und Reg.-Oberinspektor a. D. nach einem erfüllten Leben im Alter von 83 Jahren durch den Tod abberufen. — Am 1. September 1974 entschlief im 85. Lebensjahr die Studienrätin i. R. Clara Gössel in Lübeck. Sie besuchte die damalige „Höhere Töchter-Schule“ in Neustrelitz und war in Güstrow berufstätig. — Am 29. September 1974 verstarb nach kurzer schwerer Krankheit in einem Münchener Krankenhaus unser

Caroliner, Architekt Hermann Groth. Er wurde als Sohn des bekannten Hofphotographen Groth in Neustrelitz am 25. Dezember 1900 geboren. Seine Urne wurde am 12. 10. 1974 in Murnau beigesetzt.

Am 1. November 1974 wurde nach kurzer, schwerer Krankheit Dipl.-Ingenieur Felix Schreck in Krefeld-Linn im Alter von 72 Jahren durch den Tod abgerufen. Seine ehemaligen Neustrelitzer Mitschüler werden sich seiner gut erinnern und seinen Heimgang betauern.

Studienrat a. D. Fritz Hennings †

Am 6. Juni 1974 verstarb in seiner Heimatstadt Wesenberg Studienrat a. D. Fritz Hennings. Abiturient unseres Carolinums von 1916, nahm er nach seiner Rückkehr aus dem 1. Weltkrieg sein Studium auf und wirkte als Assessor und junger Studienrat mit großem Eifer und Verständnis an unserer Schule. Viele von uns erinnern sich, wie er ihnen ihre mathematischen Kenntnisse beibrachte, indem er jede einzelne Aufgabe von Anfang bis zum Ende an der Tafel mitschrieb. Auch auf seine Physikstunden hatte er sich stets so gründlich vorbereitet und seine Experimente so exakt durchgeführt, daß er seinen Schülern Respekt abnötigte und sie schon dadurch veranlaßte mitzumachen. Sein Fortgang nach Friedland, wo er mit gleichem pädagogischen Erfolg wirkte, wurde von seinen Carolinern sehr bedauert.

Von 1950 bis zu seiner Pensionierung 1967 war Fritz Hennings an der Oberschule in Neubrandenburg tätig. 1972 erlitt er einen Schlaganfall, der ihn zwang, sich nach Wesenberg zu seiner Schwester Charlotte Hennings zu begeben, die ihn dann fürsorglich betreute. Sie schrieb uns auf unsere Beileidsbekundungen, daß er seit 1972 gar nicht wieder in seiner Wohnung in Neubrandenburg war. Bis 14 Tage vor seinem Tode war er geistig noch sehr rege, las viel und beschäftigte sich hin und wieder mit Aufgaben der Mathematik und Physik. Mit Fritz Hennings ist ein Lehrer heimgegangen, dem Beruf und Wissenschaft erfüllte Lebensaufgabe waren und dessen Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit uns immer Vorbild sein werden!

Jubiläen, Auszeichnung, Ernennung

Pastor Arnulf Michaelis in 2 Hamburg 71, Seekamp 23, konnte das 40jährige Jubiläum seiner Ordination zum geistlichen Amt begehen. In einem Brief seiner Hamburger Gemeinde wurde diese Gedenkfeier und das segensreiche Wirken unseres Jubilars besonders herausgestellt. Arnulf Michaelis, der beim 3. Carolinertreffen 1962 die Predigt in der Elisabethkirche zu Marburg hielt, ist der älteste Sohn von Propst Michaelis, der von 1926—1951 in Neustrelitz amtierte. Prillwitz war die erste Pfarrstelle, wo Arnulf Michaelis zu Johanni 1934 ordiniert wurde. Er ist Abiturient unseres Carolinums von 1930.

Landrat a. D. Gerhard Wandschneider, Absolvent des Malchiner Realgymnasiums, das bis 1919 auch als Oberstufe unserer Neustrelitzer Realschule diente, wurde am 1. Oktober 1974 im Kieler Schloß als Präsident des Sparkassen- und Giroverbandes für Schleswig-Holstein verabschiedet. Für seine Verdienste um eine sinnvolle Neuordnung des Sparkassenwesens in unserem nördlichsten Bundesland wurde er mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Gerhard Wandschneider ist Mitglied unseres Freundeskreises. Er war früher u. a. Bürgermeister von Burg Stargard, Landrat des Kreises Wismar und 19 Jahre lang Landrat des Kreises Herzogtum Lauenburg.

Flugkapitän a. D. Robert Lissau, jetzt wohnhaft in 8023 Großhesselohe, Wettersteinstraße 1, wird am 15. Januar 1975 sein 50jähriges Flieger-Jubiläum feiern können. Er besuchte das Realgymnasium unseres Carolinums von 1915 bis 1920, begann am 15. Januar 1925 als Flugschüler in Staaken bei Berlin, gehörte zu den ersten Nachwuchspiloten der Deutschen Lufthansa und flog zahllose Routen des weltweiten Luftverkehrs. Im letzten Weltkrieg war er als erfahrener Pilot mit verantwortungsvollsten Aufgaben betraut. Daß „Höhenluft“ jung erhält, zeigte sich bei seinem Besuch, den er kürzlich seinem ehemaligen Klassenkameraden Walter Blank in Kiel und Peter Heitmann in Lübeck abstattete.

Unser Caroliner Otto E. Heipertz ist seit Mai 1974 Botschafter in Oslo. Seine Anschrift ist: Oslo — 2/Norwegen, Oscars gate 45 Botschaft der Bundesrepublik Deutschland. Wir wünschen ihm in seiner verantwortungsvollen, repräsentativen Stellung Glück und Erfolg!

Vorstandssitzung und Caroliner-Treffen in Lübeck

— Dank an Dr. Lehmbecker —

Am 2. November 1974 tagte unser Vorstand in Lübeck und befaßte sich u. a. mit unserem 8. Caroliner-Treffen in Marburg, das vom 5. bis 7. September 1975 wiederum im Kurhotel Ortenberg stattfinden wird. Es soll dem Gedenken an die vor 180 Jahren erfolgte Gründung unserer ehemaligen Schule in Neustrelitz und unserem weiteren Zusammenhalt dienen. Dr. Walter Lehmbecker gab bekannt, daß er nach Herausgabe dieses Heftes Nr. 70/71 unserer Zeitschrift aus Gesundheitsgründen aus der Schriftleitung ausscheiden müsse. Der Vorstand sprach ihm Dank und Anerkennung für seine hervorragende Mitarbeit und Leistungen aus. Dr. Lehmbecker, der seit 1961 für uns wirkte, wird künftig als Ehrenmitglied des Vorstandes uns mit Rat und Tat, soweit es ihm noch möglich ist, weiterhin zur Seite stehen.

Noch während und nach unserer Vorstandssitzung trafen sich in großer Zahl Caroliner mit Angehörigen und Freunden im Hotel Lysia zu Lübeck zu fröhlichem, geselligem Zusammensein, das sich bis in die späten Abendstunden erstreckte. Aus Köln, Düsseldorf, Bochum, Dortmund, Flensburg und dem gesamten Raum um Hamburg und Lübeck waren die Teilnehmer gekommen, um auch in der Zeit zwischen unseren Marburger Treffen sich einmal wiederzusehen und Gedanken und Erlebnisse auszutauschen. Michel Ludewig als Organisator und Charlotte Heitmann als Initiatorin konnten einen vollen Erfolg verzeichnen!

Referendar-Examen

Am 1. Oktober 1974 bestand in Hamburg Joachim Ludewig, Sohn unseres bewährten Schatzmeisters Michel Wolfgang Ludewig, sein erstes juristisches Staatsexamen. Dazu gratulieren wir ihm und seinen Eltern herzlich.

Aus Briefen

Irmgard Bull, geb. Breest: Auf sehr weiten Umwegen erreichte mich das nette Abiturbild von meines Mannes Klasse —. Zu dieser Klasse gehörte vor Elly Schröder Lotte Kotelmann, vorm Abitur durch Dr. Rochna „weggeheiratet“. Mein Mann fiel als Major 1944 bei Bastogne, endgültige Nachricht darüber 1957 !! - - Mit dem Carolinum (dem steinernen und dem papiernen!) verbinden mich viele schöne Erinnerungen. Ich selbst wurde April 1970 von einem Schlaganfall ereilt, bin nach jahrelangem Krankenhausaufenthalt nun in der Heimat gelandet.

Anne Piehler: Auf meiner Rückkehr von Berlin, wo ich mich mehrere Wochen aufhielt und in den Armen lieber Verwandten ein wenig Trost fand, las ich das neue Carolinum, das durch das Gedenken unseres Fritz Reuter zu einem reichen Heimatheft wurde. Ich möchte Ihnen meinen Dank dafür sagen, den ich auch Herrn Dr. Lehmbecker zu überbringen bitte für alle Mühe, die Sie beide hatten. Heute fiel es mir wieder in die Hände und damit auch das Beiblatt. Ich beeile mich jetzt, der „Stiftung Mecklenburg“ meinen kleinen Anteil zuzuführen. Wenn jeder so denkt, müßte wohl etwas mit dem Betrag anzufangen sein, was ja sehr wünschenswert wäre. —

Karl-Friedrich Runge, Wolfsburg: Leider komme ich erst heute dazu, Ihr Schreiben vom 1. Juli zu beantworten. Um so herzlicher möchte ich mich daher bei Ihnen für die prompte Übersendung des Fritz-Reuter-Sonderheftes bedanken. Ich freue mich, auf diesem Wege Anschluß an die Altschülerschaft meiner alten Schule gefunden zu haben, und erkläre hiermit meinen Beitritt. - -

Günter Tramm: Es hat mich besonders gefreut, daß der mir bestens bekannte „Schutzmann“ Richard Schuhmacher in Mölln seinen 85. Geburtstag feiern konnte und das Ehepaar Schuhmacher das sehr seltene diamantene Ehejubiläum begehen konnte. Familie Schuhmacher wohnte wie wir in der Hohenzieritzer Straße, nur wenige Häuser von uns entfernt. - - - Frau Käthe Kuhn, geb. Sünemann, die im Zusammenhang mit dem Ehejubiläum Schuhmacher erwähnt wird, wohnte zeitweilig in Kulpin bei Ratzeburg, wo ihr Mann damals Verwalter auf dem Gut der Familie von Keiser war. Langjähriger Gutsinspektor war ein Onkel von mir, der im März 1947 plötzlich verstarb. Ich selbst wohnte nach meiner Entlassung aus der Kriegsmarine im Januar 1946 bis zum Oktober 1947 bei diesen Verwandten und erlernte während dieser Zeit das Maurerhandwerk bei einer angesehenen Firma in Berkenthin. Im Okto-

ber 1947 bestand ich die Gesellenprüfung und ging zum Studium an die Techn. Hochschule Hannover. Als ich nach Abschluß meines Studiums noch einmal Ende 1952 die Verwandten in Kulpin besuchte, traf ich das Ehepaar Kuhn dort an, und wir haben uns einen Abend lang sehr angeregt über viele gemeinsame alte Erinnerungen Neustrelitz betreffend unterhalten. So werden durch das Studium der „Vermischten Beiträge“ immer wieder alte, schon lange zurückliegende Ereignisse ins Gedächtnis zurückgerufen. - - -

Karlheinz Gieseler: Alle diejenigen, die an dem Fritz-Reuter-Sonderheft des Carolinums mitgearbeitet haben, sollten wissen, daß sie nicht nur Mecklenburgern, sondern auch Reuter-Freunden außerhalb unserer Heimat eine große Freude bereitet haben. Wenn ich Ihnen dies jetzt erst schreibe, so liegt der Grund ganz einfach darin, daß ich durchweg erst in kurzen Ferien zum Lesen der Dinge komme, die mir besonderen Spaß bereiten. Der Dank kommt also spät, aber nicht weniger herzlich. Erinnerungen wecken auch immer wieder die vermischten Beiträge; die Schatten alter Namen und guter Freunde werden dabei wach. Es ist eigentlich zu bedauern, daß die jungen Jahrgänge dabei etwas rarer sind; dies hängt wohl damit zusammen, daß die alten gewachsenen Bande unserer Eltern fester halten als die der Jugend, die sich schneller überall in der Welt heimisch fühlt, neue Freunde findet und alte langsam aus dem Blick verliert. Diese Feststellung machte ich auch bei einem Zusammentreffen mit Hans-Peter-Ränge, als wir die guten Bekannten von früher wieder aufleben ließen. - - - Auf altem mecklenburgischen Gebiet haben wir — dazu gehört meine Frau mit unseren beiden Jungen Kay (18) und Jens (12) — Anfang August auf der Ratzeburger Dominsel gestanden. Dies war anläßlich der Ruder-Weltmeisterschaften der Junioren, bei denen sich Kay im Achter der Bundesrepublik Deutschland vor dem DDR-Boot den Welttitel holte. Dieses Rudern im internationalen Stil mit 7 x Training in der Woche, im Sommer und Winter, hat natürlich gar nichts mehr mit den Versuchen seines Vaters auf dem Zierker See zu tun. Mit dem Ende der Rudersaison geht es für Kay jetzt in den Abitur-Endspurt; beides zusammen ist schon ein hartes Brot. - - -

Altschülerschaftstreffen der Neubrandenburger und Friedländer in Verden/Aller

Am Wochenende vom 26. zum 27. Oktober 1974 trafen sich im Parkhotel „Grüner Jäger“ in Verden/Aller fast 200 ehemalige Schüler und Schülerinnen aus Neubrandenburg und Friedland. Die fröhliche Stimmung und Wiedersehensfreude am Nachmittag und Abend des 26. Oktober fanden in den Liedern zur Laute, die Kurt Straede aus Hannover, ehemaliges Mitglied des Neubrandenburger Lehrerkollegiums, sympathisch vortrug, ihren klangvollen Ausdruck. Zur heimatlichen Atmosphäre trug die übersichtliche Ausstellung von Bildern, Dokumenten und Büchern wesentlich bei, die Martin Breest mit großer Liebe und Sorgfalt zusammengetragen und aufgebaut hatte. Fotos ehemaliger Schulkameraden und Lehrer, wie auch Aufnahmen und Ansichtskarten von Neubrandenburg und Friedland weckten viele alte Erinnerungen. Den Höhepunkt des Treffens bildete die Feierstunde am Sonntagvormittag, auf der Franz Schubert und Martin Breest sprachen und der ehemalige Schüler des Friedländer Gymnasiums, der Naturwissenschaftler Erich Franck aus München, die mit großem Beifall aufgenommene Festrede hielt. Er gab einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung und Bedeutung der bereits im 13. Jahrhundert gegründeten Neubrandenburger und Friedländer Schule, stellte nachdenkliche Betrachtungen zum Umweltschutz an und schloß mit einer lobenden Wertung des humanistischen Gymnasiums. Die Verbundenheit unserer Caroliner mit den Altschülerschaften Neubrandenburg-Friedland und unsere Grüße brachte Peter Heitmann zum Ausdruck, er rief zur großen landsmannschaftlichen Geschlossenheit auf. Einer der Senioren, Walter Hoffschildt aus Bremen, früher Neubrandenburg, dankte dem Triumvirat dieses Treffens — Franz Schubert, Martin Breest und Leuthold Kurth, dessen 92jähriger Vater ebenfalls zugegen war, — für ihre Mühe und verdienstvolle Arbeit.

Dem Sport aktiv und repräsentativ verbunden

Aus den innerdeutschen Sportverhandlungen ist seit mehr als einem Jahrzehnt eine Persönlichkeit nicht mehr wegzudenken. Es ist Karlheinz Gieseler, hervorragender Leichtathlet und Kriegsabiturient unseres Carolinums, seit 1964 Generalsekretär des Deutschen Sportbundes. Als Offizier und Fallschirmjäger wurde er Ende des letzten Weltkrieges mit dem Ritter-

kreuz ausgezeichnet, war von 1945 bis 1948 interniert, widmete sich danach dem Studium der Volkswirtschaft und arbeitete als Sportredakteur in verschiedenen Städten Westdeutschlands, u. a. auch in Hamburg und Hannover. Im Jahre 1959 berief ihn Willi Daume, damals Präsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees zu seinem Pressechef. Fünf Jahre später trat Karlheinz Gieseler die Nachfolge Guido von Mengdens als Generalsekretär des Deutschen Sportbundes an, des größten Sportverbandes der Welt. Die „Frankfurter Rundschau“ schrieb kürzlich über ihn, an Mut zum Risiko habe es ihm nie gefehlt, aber auch nicht an der Fähigkeit, nüchtern zu planen, sorgfältig zu analysieren und überhaupt seine beruflichen „Schularbeiten zu machen“. Dieses Wissen auch im Detail, verbunden mit der Gabe, sich auf einen Gesprächspartner einzustellen, habe Gieseler zu dem neben dem Berliner Senator Horst Korber wahrscheinlich wertvollsten Teilnehmer an den sportpolitischen West-Ost-Gesprächen der letzten Jahre auf seiten des Deutschen Sportbundes werden lassen. Er selbst sieht in seiner Position eine gute Möglichkeit, wenigstens die menschlichen Verbindungen sichern zu helfen, „wobei man natürlich fast der politischen Linie der anderen Seite ausgeliefert ist; aber mit einigem Einfallsreichtum gab es doch immer noch Möglichkeiten über die befohlene Abgrenzung hinaus“.

Die Entwicklung des Sportes voranzutreiben im Verein und auch außerhalb des Vereins, hält Karlheinz Gieseler für eine seiner wichtigsten Aufgaben, und der Vielbeschäftigte bleibt frisch und elastisch, indem er dreimal in der Woche von seiner Wohnung in Neu-Isenburg, Theodor-Heuss-Straße 31, direkt am Waldrand gelegen, den 10 km weiten Weg zu seiner Frankfurter Dienststelle zu Fuß zurücklegt. Literarisch ist er durch sein Buch „Sport als Mittel der Politik“ hervorgetreten.

Buchbesprechung

Der 19jährige Gymnasiast Clemens Range, Sohn unseres Caroliners Hans-Peter Range, 7801 Ehrenkirchen/Breisgau, legt in einem Bericht über 318 Ritterkreuzträger der Deutschen Kriegsmarine und über die Träger der weiteren Stufen dieser höchsten Auszeichnung eine durch Abbildungen, Statistiken und Register ergänzte Dokumentation vor, die einen beachtlichen Beitrag zur Geschichte unserer ehemaligen Kriegsmarine darstellt. Alle Achtung und Anerkennung für den jungen Autor!

Clemens Range, Die Ritterkreuzträger der Kriegsmarine, 220 Seiten, 290 Abbildungen, Leinen, DM 28,—, Motorbuch Verlag, 7 Stuttgart 1, Postfach 1370.

Berichtigung

Im Gedicht „Pietà“ von Fritz Hagemann, veröffentlicht in Heft 68/69 dieser Zeitschrift, Seite 115, ist das vierte Wort in der ersten Zeile der zweiten Strophe klein zu schreiben. Diese Zeile hätte mithin so gedruckt werden müssen: „Dir waren alle feind von Anbeginn“.

Rückständige Beiträge überweisen!

Wie uns unser Schatzmeister mitteilt, steht noch eine ganze Anzahl rückständiger Beiträge offen. Wir bitten angesichts der steigenden Druckkosten dringend, diese Rückstände unverzüglich zu begleichen. Es wird vielfach nur übersehen worden sein, wir können aber wegen der hohen Portokosten keine Erinnerungen mehr schreiben.

Die Beitragsüberweisungen werden auf Postscheckkonto **Hamburg Nr. 1362 92 - 206** an Michel Wolfgang Ludewig, 2407 Bad Schwartau, erbeten.

8. Caroliner-Treffen

vom 5. bis zum 7. September 1975

in M a r b u r g
Kurhotel Ortenburg



Johannes Schondorf

Bleistiftzeichnung des Hofmalers Theodor Schlöpke, angefertigt um 1865. Schondorf und Schlöpke waren mit Fritz Reuter gut befreundet. Schlöpke schuf das beste Gemälde von Fritz Reuter. Es befindet sich im Fritz-Reuter-Museum in Stavenhagen. Schondorf wurde 1855 im Alter von 22 Jahren Organist in Neubrandenburg, wirkte dort auch als Klavierlehrer, Dirigent des Gesangsvereins und als Kapellmeister. 1864 ging er nach Güstrow, wo er eine erfolgreiche Tätigkeit als Organist, Dirigent und Musiklehrer entfaltete und auch selbst komponierte. 1890 wurde er zum Großherzoglichen Musikdirektor ernannt und dirigierte noch 1910 beim großen mecklenburgischen Sängerfest die Massenchöre (vgl. „Carolinum“, Heft 36, S. 99 ff.). Das Foto der Bleistiftzeichnung Schlöpkes wurde uns freundlicherweise von Schondorfs Enkel, unserem Caroliner Heinz Schondorf, zur Verfügung gestellt.



Schulhaus hinter der Stadtkirche zu Neustrelitz.
(früher „Höhere Töchter-Schule“) aufgenommen 1974

Nachruf

Im Alter von 64 Jahren verstarb am 23. November 1974 in Timmendorfer Strand Frau Edith Wagner, geb. von Buchka. Sie war die Tochter des Landgerichtspräsidenten Dr. von Buchka, besuchte das Lyzeum in Neustrelitz und war mit dem im Oktober 1973 verstorbenen Rechtsanwalt und Notar Dr. Benno Wagner verheiratet. Dr. Wagner war Absolvent unseres Carolinums. Mit den hinterbliebenen 4 Kindern und 7 Enkelkindern trauern um die Heimgegangene viele Caroliner und Neustrelitzer.

Ein Neustrelitzer neuer Landrat des Kreises Herzogtum Lauenburg

Vom Kreistag in Ratzeburg wurde zum neuen Landrat des Kreises Herzogtum Lauenburg der Kreisverwaltungsdirektor **Günter Kröpelin** gewählt. Er wird die Nachfolge von Landrat Dr. Prößdorf am 1. Mai 1975 antreten. Günter Kröpelin wurde 1937 in Neustrelitz als Sohn des Oberamtsanwalts Wilhelm Kröpelin und dessen Gattin Elfriede geb. Koll geboren. Diese war Schülerin des Neustrelitzer Lyzeums. Beide Eltern sind inzwischen verstorben. Günter Kröpelin besuchte das Gymnasium in Büsum und ist Volljurist. Wir wünschen ihm für seine künftige verantwortungsvolle Tätigkeit in dem unserem Strelitzer Landesteil Ratzeburg benachbarten Kreise viel Glück und Erfolg!

Prächtiges Farbbildwerk

Einer der schönsten großen Farbbildkalender auf dem Buchmarkt ist der „Ost- und West-Deutscher Kulturhistorischer Kalender 1975“, den die Bonner Gesellschaft für Freiheit und Selbstbestimmung zum dritten Mal herausgebracht hat. Der Kalender enthält 13 farbprächtige, ästhetisch wirkungsvolle, besonders sorgfältig reproduzierte Farbaufnahmen — Bauten, Innenräume, Kunst und Landschaften, die zur deutschen Kulturgeschichte beigetragen haben, einschließlich der früheren deutschen Ostprovinzen, u. a. Goethes Gartenhaus in Weimar, das rotgoldene Cuvillés-Theater in München, Kloster Leubus/Schlesien, die Goldene Galerie im Schloß Charlottenburg/Berlin, Schloß Güstrow/Mecklenburg, das Hohe Tor in Heilsberg Ostpreußen, Alexander von Humboldts entzückendes Zeltzimmer in Charlottenhof/Potsdam. Mit seinen ausführlichen, gut lesbaren und informativen Texten stellt das schöne Bildwerk einen kleinen Streifzug durch die deutsche Geschichte und Kulturgeschichte in Ost und West dar und ist dadurch in hervorragendem Maße geeignet, dem Verfall des Kultur- und Geschichtsbewußtseins bei uns zu begegnen. Ein schönes, überdies preiswertes, Geschenk besonders für junge, bildungswillige Menschen.

„Ost und West — Deutscher Kulturhistorischer Kalender 1975“, herausgegeben von der Gesellschaft für Freiheit und Selbstbestimmung, Bonn; Druck und Verlag: Mohndruck-Gütersloh, Buchhandelspreis 13,50 DM.